Der Stern

Heft 53 * 8. Jahrgang * Silvester 1955 * Verlagsort Hamburg

Alle Himmel stehen offen

Der Roman einer gefährlichen Verlockung

Über 100 000 DM Preisausschreiben!

Wintersonne ohne Schatten

Das neue Jahr lockt in die Berge —
in Schnee und Wintersonne.
Wär' das nicht schön?
Sicher wollen Sie jeden Tag
des Winterurlaubs nützen, und wer
stände gern abseits, wenn andere
ihre Freude haben an Ski
und Après-Ski. Eine moderne Frau
ist immer dabei —
auch an kritischen Tagen.

Es sind ja natürliche Vorgänge, die nur einer naturgemäßen Hygiene bedürfen. Vollendung und Zuverlässigkeit schufen das Vertrauen zu einer gesunden Lebensform mit der neuzeitlichen Camelia-Hygiene. Sehr praktisch für die Reise ist die kleine handliche Camelia-Taschenpackung, die unauffällig in das kleinste Täschchen paßt.

„Camelia" gibt allen Frauen
Sicherheit und Selbstvertrauen

Echt nur in der blauen Packung – achten Sie bitte darauf.
Verlangen Sie überall – auch im Ausland – ausdrücklich „Camelia"

ZUR LETZTEN RUNDE

unseres Kessi-Preisausschreibens „Verliebt, verlobt, verheiratet" hat nun der Gong geschlagen. Er kündet gleichzeitig das neue Jahr an, zu dem wir Ihnen alles Glück — und natürlich einen der Hauptpreise wünschen. Der Schornsteinfeger, der Kessi begrüßt, möge auch Ihr Glücksbringer sein.

Der Stern

erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstraße 1, Pressehaus
Telefon 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Chef vom Dienst: Rolf Oertel

Redaktion: Frank Arnau, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Marion Stinze, Kurt Wolber, Ingela Zimmermann

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 0283 867

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, Düsseldorf, Scheurenstr. 23, Tel.: 2 51 47/8

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg im Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 4295

Ausländische Redaktionen:

Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633

Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmond Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 1136

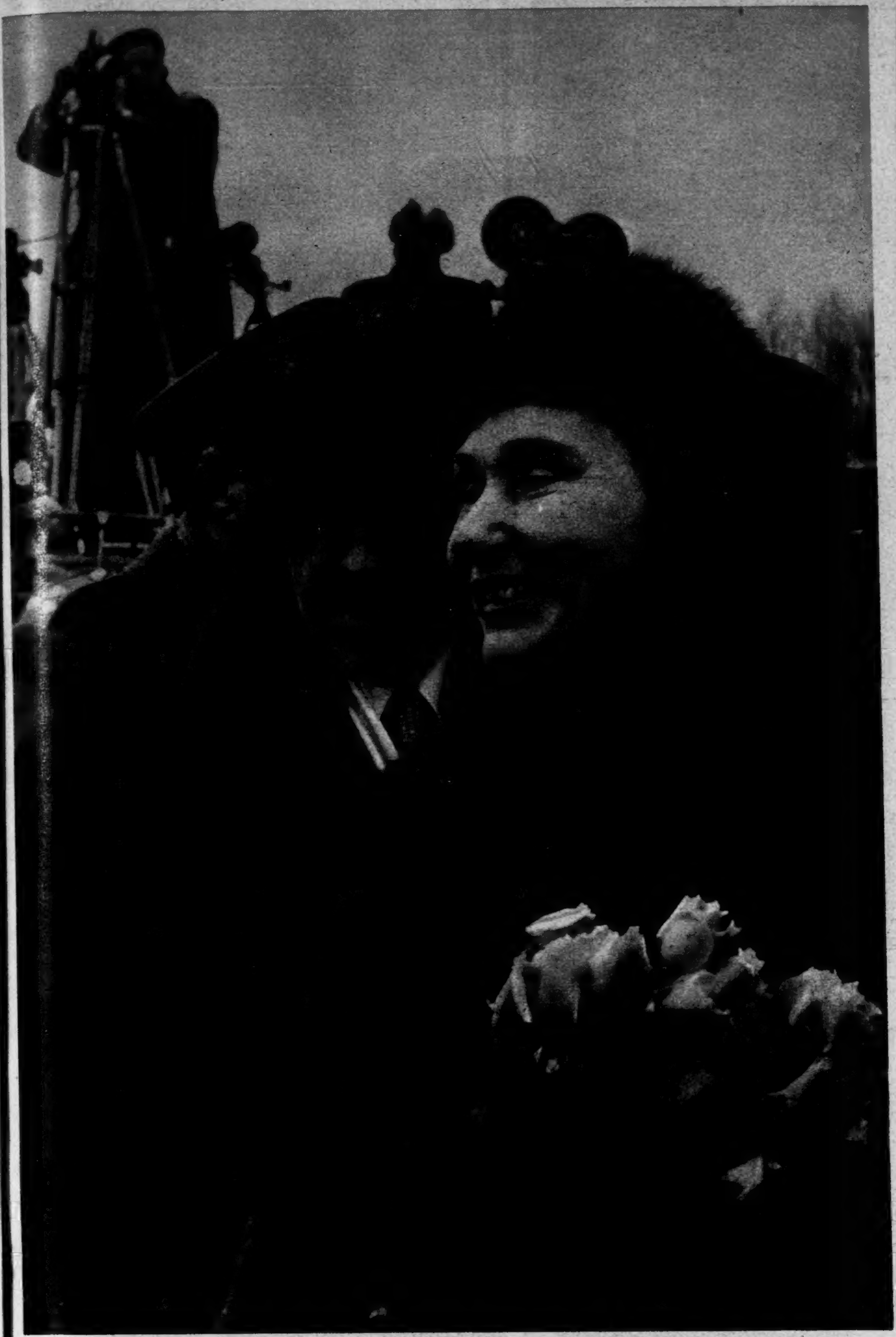
London: Peter G. Wichman, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Telefon FREmantle 2298, Telegramme pixfeature London

Skandinavien: Väridsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

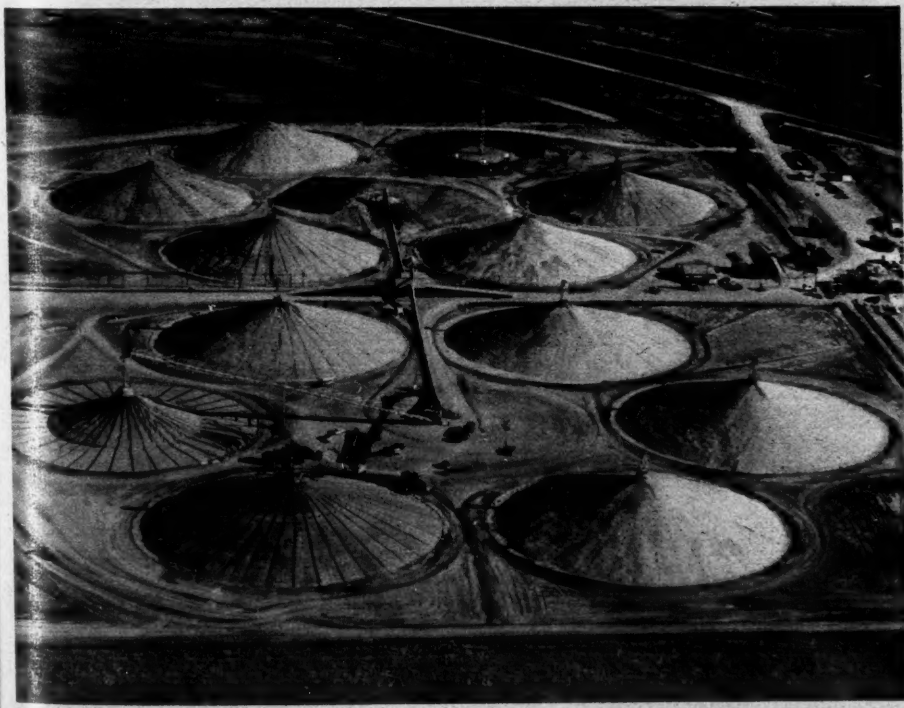
New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Telefon BU tterfield 8-6976

Rio de Janeiro: Gerda Neuber, Rio de Janeiro, R. Buarque de Macedo 5, Telefon: 45—44 33

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hambg. 1, oder Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe i. Holst. Printed in Germany



HERR UND FRAU SORIN HABEN ES EILIG *In Bonn war man überrascht, als Sowjetbotschafter Sorin und Frau schon fünf Tage vor Weihnachten mit einer Sondermaschine aus Moskau in Köln-Wahn landeten. Zur Begrüßung gab es gelbe Rosen und eine vom deutschen Protokoll vorgesehene Ansprache der Legationsrätin von Pappritz. Sorin dankte lächelnd. Niemand in Bonn weiß, was der Sowjetdiplomat jetzt schon in Deutschland will. Denn sein Beglaubigungsschreiben kann er erst am 3. Januar überreichen, wenn Bundespräsident Heuss die Amtsgeschäfte wieder aufnimmt. Bis dahin ist Sorin nach dem Protokoll „noch nicht anwesend“*



EIN PARKPLATZ FÜR FLIEGENDE UNTERTASSEN! *Ein Eskimodorf? Ein Zirkuslager? Oder sind das Maulwurfshügel? – Nichts von alledem. Das Foto zeigt ein Getreidelager der amerikanischen Regierung in St. Joseph (Missouri). Denn in Amerika scheint der Geist des biblischen Pharao, der in den sieben fetten Jahren vorsorglich Ägyptens Getreidekammern füllte, wieder aufgelebt zu sein: Jedes der zwölf Zelte bedeckt 35000 Kubikmeter überschüssigen, von der Regierung aufgekauften Weizens*

Erlaubt war, was gefiel

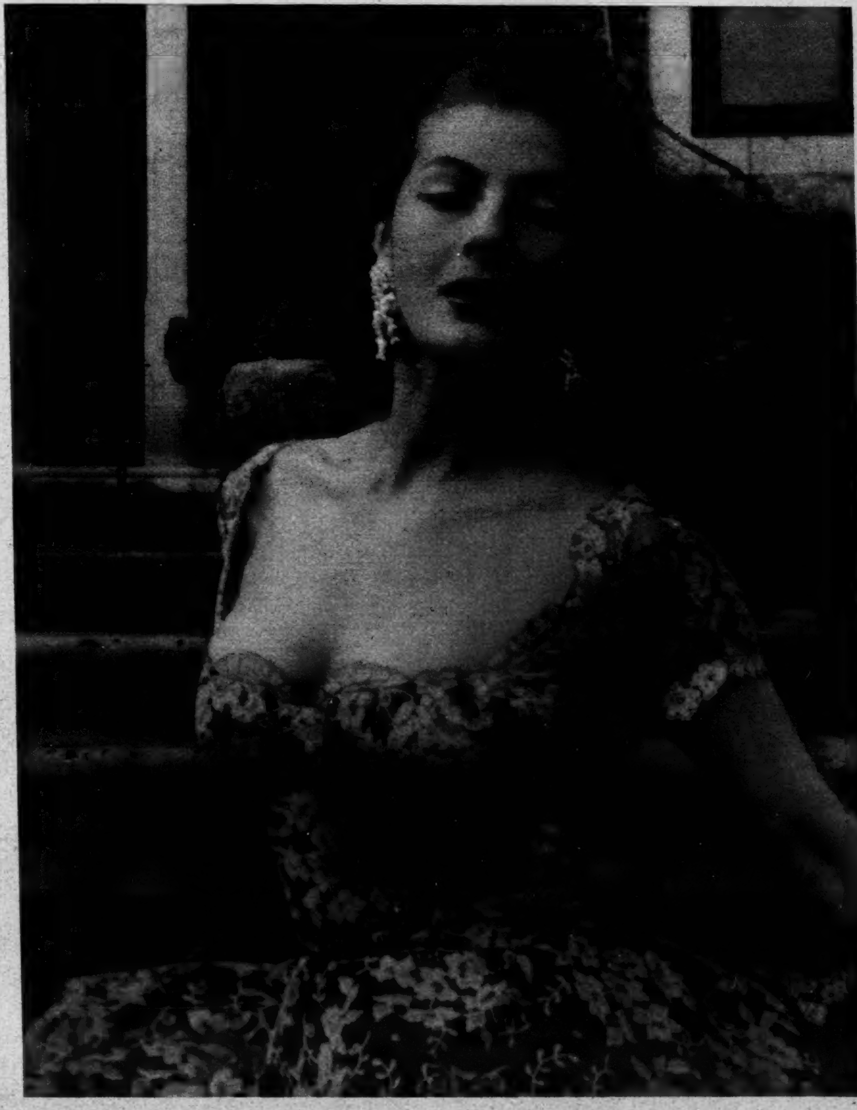
Baron Thyssen läßt sich scheiden

Das Mädchen aus Colombo: Nina von Thyssen

Ruhrindustrieller: Baron Heinrich von Thyssen

Es begann wie ein Märchen und endete genauso banal wie viele moderne Romanzen — vor dem Scheidungsrichter: Eine Insel in der Südsee, eine schwarze Perlenkette und noch den Himmel auf Erden versprach der junge Baron Heinrich von Thyssen der schönen Tänzerin aus Colombo Nina Deyer am Tage der Hochzeit. „Wir passen nicht zueinander", stellte Thyssen jetzt, nach einem Jahr, fest und bezichtigte Nina vor dem Scheidungsrichter in Lugano des Ehebruchs, um die rotblonde, englische Aristokratin Fiona Campbell zu heiraten. Nina schlug lächelnd zurück. Sie wies den Ehevertrag vor, den sie vor ihrer Hochzeit mit dem Erben des deutschen Ruhrindustriellen geschlossen hat. Thyssen hatte sich darin einverstanden erklärt, daß Nina ihre engen Beziehungen zu dem französischen Schauspieler Christian Marquand aufrechterhalten darf. Daß Nina ihrem Geliebten Christian einen Tag vor der Hochzeit einen Packard und ein goldenes Amulett mit dem gravierten Spruch „Für immer Deine Nina" schenkte, stand allerdings nicht in diesem Vertrag. — Von Ehebruch keine Spur, meinte der Richter in Lugano und schickte den Baron Heinrich von Thyssen auf die Suche nach neuen Scheidungsgründen.

Der Flirt *mit dem französischen Schauspieler und männlichen Mannequin Christian Marquand stand in Ninas Ehevertrag*



Fiona Campbell, Aristokratin und Mannequin, will Heinrich von Thyssen heiraten

WIE EINE SCHNEEFLOCKE *tanzte Zarah Leander zu den Klängen, die ihr neuer Ehemann, Kapellmeister Arne Hülphers spielte. In glitzernder weißer Robe, Pleureusen auf dem tizianroten Kopf, präsentierte sie sich im „Berns", Stockholms größtem Restaurant, und sang in schwedisch, deutsch, französisch und englisch ihre unvergessenen Lieder*

Die Wahl war geheim. Um so offener bekennen die Kom... stenwähler: „Wi...

„Sie tun ja nicht...

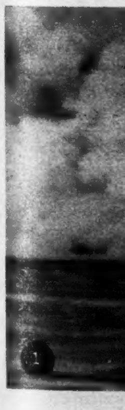
Der „Kommissar", *KP-Funktionär Brecker, schürte das Feuer der Unzufriedenen. Im Hintergrund Sieger Dombowsky*

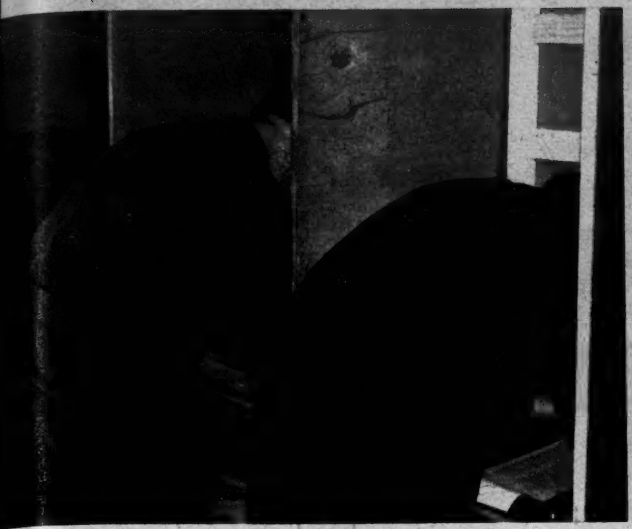
Dortmun...

Durchschnit...
jeder Arbe...
hütte in de...
tüte. „Das...
zischten di...
Werk. Und...
ten. „Sie t...
die Funktio...
Kommune...
und zeigte...
Finger auf...
triebsrat...
zenden,...
Dienstwage...
Frau zum...
len auf de...
mißbraucht...
merhin ha...
alte Betrieb...
eine M...
sportanlag...
sorgt, konn...
her 20 000...
arbeiter a...
Erholung f...
Wohnunge...
Aber das s...
hörten nur...
Arbeiterkla...
der Mitbes...
vorstand s...

Schneller als das Auge

Ein Vorgang, dem das menschliche Auge nicht mehr zu folgen vermag: Mit 1200 Stundenkilometern, was etwa der Schallgeschwindigkeit entspricht, fegt eine Düsenrakete über das Flugfeld der amerikanischen Luftwaffe bei San Diego in Kalifornien (Bild 1). Während ihres Fluges wird mit Hilfe einer Dynamitsprengung (Bild 2) automatisch ein Pilotensitz aus der Rakete herauskatapultiert (Bild 3) und mitsamt einer Puppe hoch in die Luft geschleudert (Bild 4). Nur mit Spezialkameras, die etwa 1000 Fotos in der Sekunde aufnehmen, können die Luftwaffentechniker den Ablauf der Versuche kontrollieren. Sie wollen die Zuverlässigkeit der Schleudersitze testen, die dem Piloten in Notfällen den Absprung aus einem mit Schallgeschwindigkeit fliegenden Düsenjäger ermöglichen sollen. Obwohl der Mechanismus sorgfältig durchkonstruiert ist, hat die verlustreiche Praxis der Düsenluftfahrt bewiesen: Ein Pilot, der während des Fluges „aussteigen" muß, hat kaum eine Chance, heil wieder auf die Erde zu kommen.





...n die Kom...stenwähler: „Wir wollen mehr Geld. 600 DM im Monat sind zuwenig“

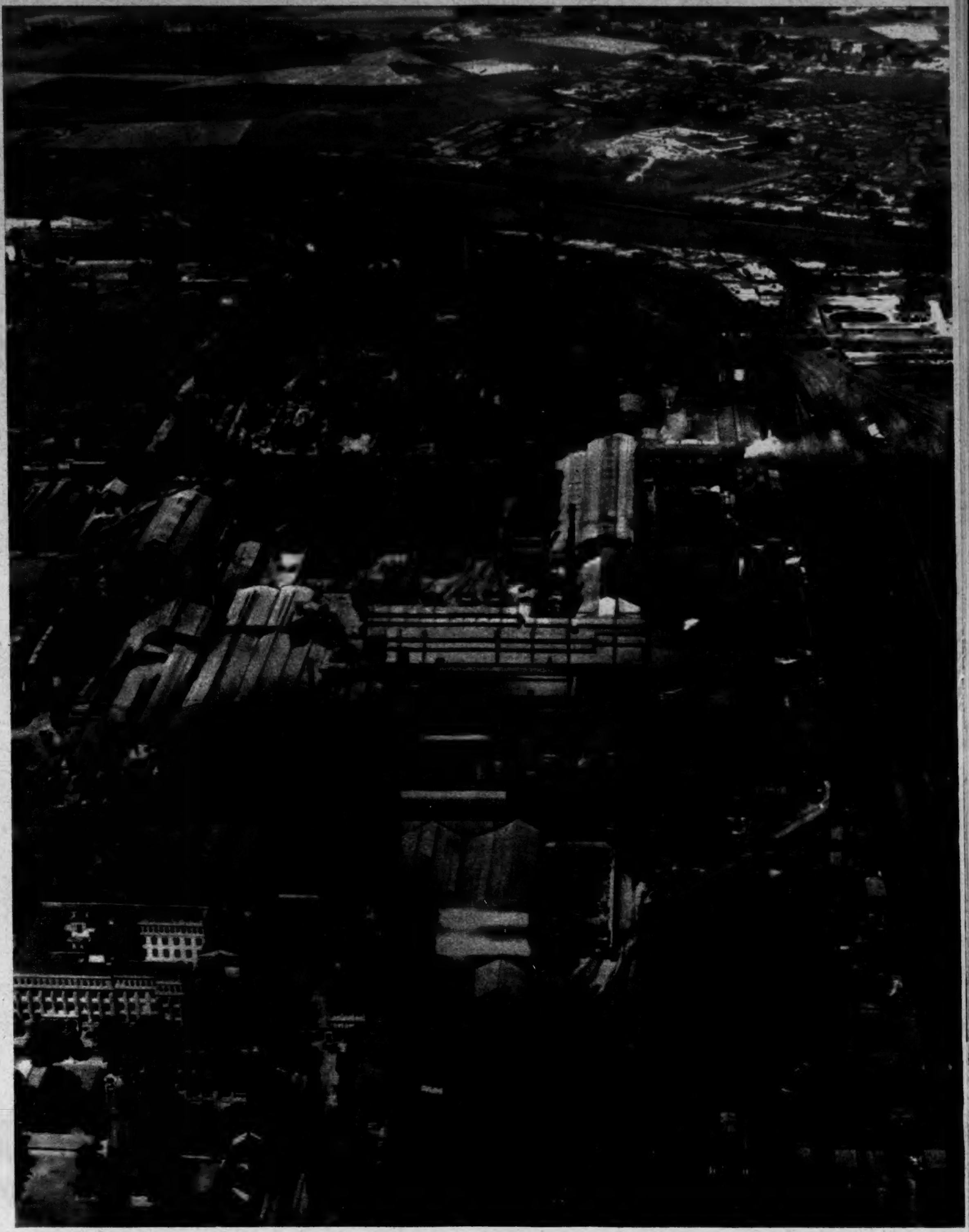
...irte das
...bowsky

„...a nichts für uns”

Dortmunder Hüttenarbeiter wählten Kommunisten

Durchschnittlich 600 Mark hat jeder Arbeiter der Westfalenhütte in der monatlichen Lohntüte. „Das ist Hungerlohn“, zischten die Kommunisten im Werk. Und die anderen nickten. „Sie tun ja nichts für uns, die Funktionäre“, stichelte die Kommune weiter und zeigte mit dem Finger auf den Betriebsratvorsitzenden, dessen Dienstwagen seine Frau zum Einholen auf dem Markt mißbrauchte. Immerhin hatte der alte Betriebsrat für eine Mammutsportanlage gesorgt, konnten bisher 20000 Hüttenarbeiter auf Werkskosten in Erholung fahren, waren 4000 Wohnungen gebaut worden. Aber das sah keiner mehr, sie hörten nur: „Sie verraten die Arbeiterklasse“, als die dank der Mitbestimmung im Werkvorstand sitzenden Betriebsräte sich gegen unangemessene Lohnerhöhungen aussprachen. Und wenn sich die nichtkommunistischen Betriebsräte nach der Sitzung noch zum Bier zusammenfanden, hatten die KP-Mitglieder bereits wieder ihre blauen Kittel an, standen am Hochofen und zeigten auf die Biertrinker: „So was habt ihr gewählt.“ Es wirkte. Als die Hollerithmaschinen die Stimmzettel der letzten Betriebsratwahl sortierten, summierte sich die geschürte Unzufriedenheit von 12000 Arbeitern zum kommunistischen Sieg. Die systematische Hetze der kommunistischen Wühlmäuse hatte zum erstenmal in einem deutschen Großbetrieb Früchte getragen. Noch war es ein Schreckschuß. Aber es droht eine Explosion, wenn wir weiter schlafen.

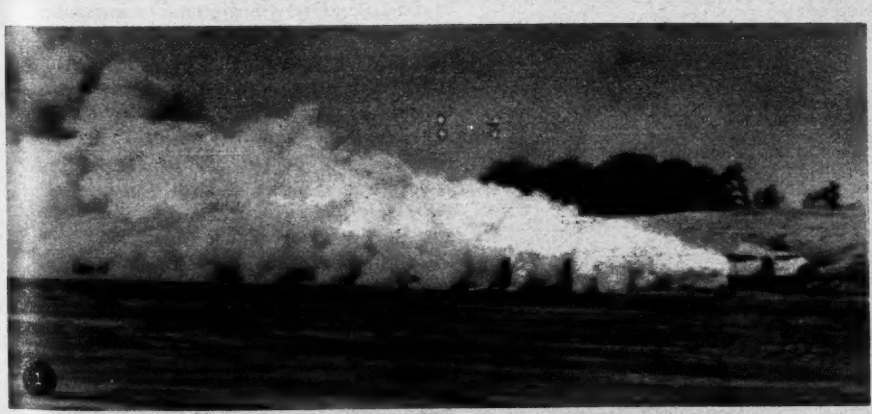
Verloren: *ehemaliger Vorsitzender Schwentke*

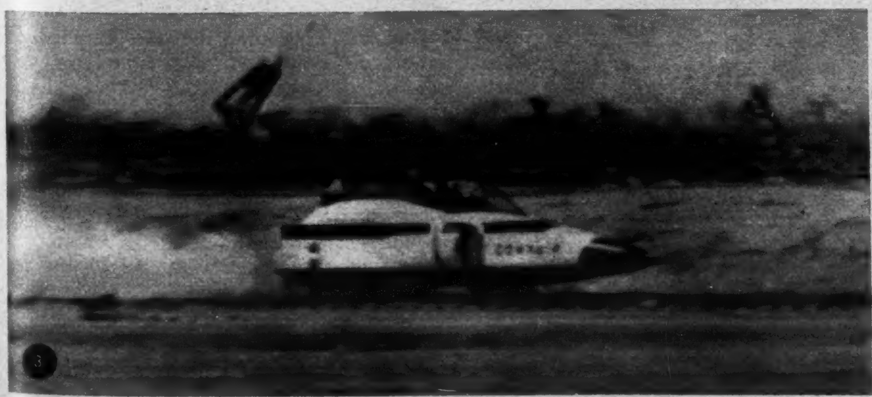


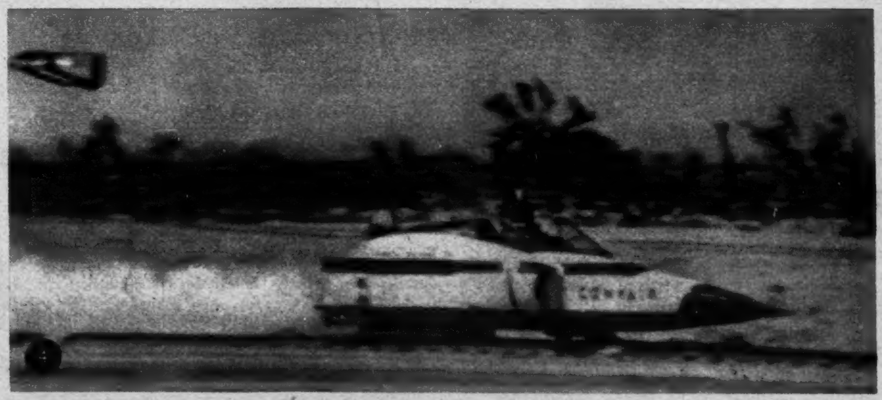
Sozialer Musterbetrieb: *die Dortmunder Westfalenhütte. Weil sich aber die Betriebsräte im Rahmen der Mitbestimmung auch für das Werk verantwortlich fühlten und nicht blind allen Arbeiterforderungen zustimmten, unterlagen sie den kommunistischen Kandidaten*

...ge

... Auge
...) Stun-
...allge-
...rakete
...twaffe
...ährend
...spren-
...us der
...ilsamt
...Bild 4).
...otos in
...affen-
...llieren.
...ersitze
...n Ab-
...digkeit
...n. Ob-
...chkon-
...is der
...ährend
...n eine
...mmen.







„Ich bin dann gerade siebzig", *rechnet Sven Swallert, der einfallsreiche Ingenieur aus Stockholm. Seine Tochter Caterine, 4, hat ihn beim Planschen in der Badewanne auf die Idee mit den Benzintanks gebracht (Bild unten rechts)*

Über den Dächern der Großstadt *von 1990 wird es — mit Sven Swallerts Augen betrachtet — so aussehen: das Lufttaxi hat den gehetzten Geschäftsmann nach dem Essen vom Dach des Restaurants abgeholt. (Selbstverständlich drückt der Gast der Zukunft nur auf einen Knopf an seinem Tisch, und schon leuchtet vor ihm auf, wieviel er an der Kasse zu bezahlen hat. Eine Swallert-Erfindung.) Unterwegs zur nächsten Konferenz telefoniert der Taxi-Passagier mit seiner Frau, und natürlich erscheint ihr liebes Lächeln auf dem Fernsehschirm, ebenso wie sie die müden Augen ihres Gatten neben dem Telefon auf dem Bildschirm bei sich hat. Keine Angst: Zusammenstöße in der Luft werden vermieden, wenn jede Maschine in genau vorgeschriebener Höhe fliegt* ➡

Wie leben wir 1

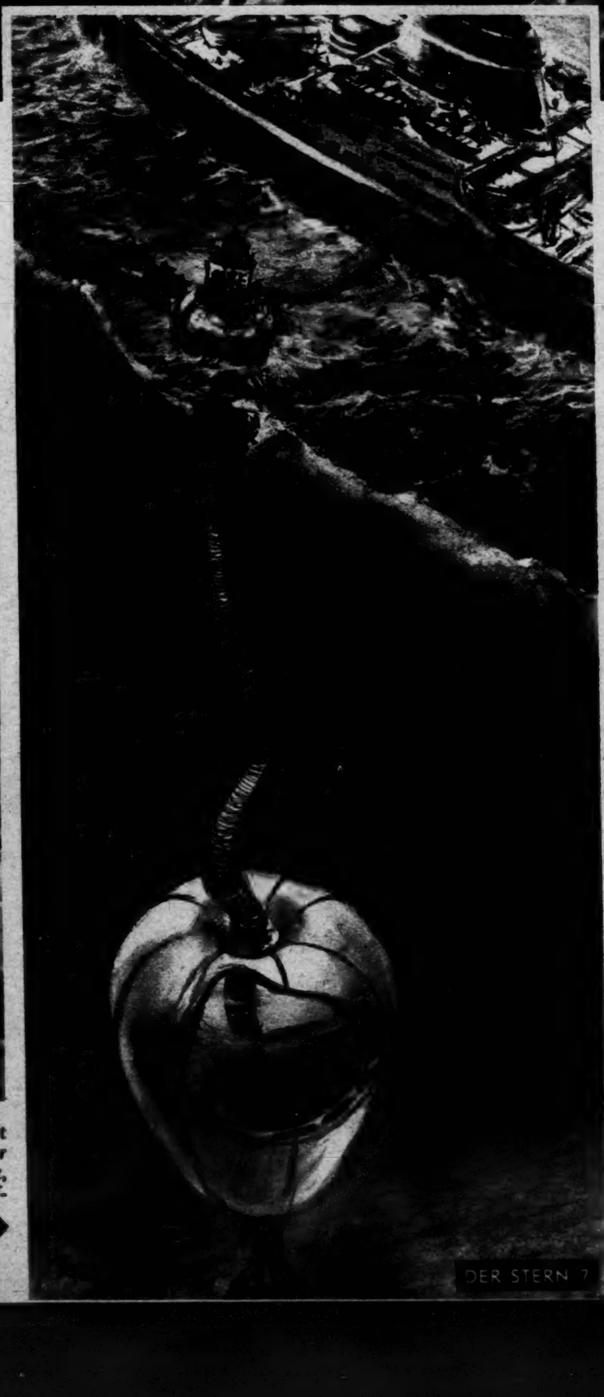
Wovon kann der Landwirt denn schon träumen? *Er träumt von einem Hubschraub-Pflug. Hier ist er, eine der 186 Erfindungen von Sven Swallert. Die 40 Pflugscharen werden von einem Flugapparat angetrieben. Landarbeit ist plötzlich eine bequeme Beschäftigung, Menschen und Tiere sparen Kräfte. — Aber auch das ist nur ein Krümelchen des Lebenskuchen aus dem 1990er Backofen. Da haben wir zum Beispiel die Luftgardine. Es wird keine Fensterscheiben, keine Fensterkreuze mehr geben. Ein Ventilator-Vorhang sorgt für frische Luft und gleichmäßige Temperaturen und hält Wind und Regen fern. Fensterputzen? Für die Hausfrau des Jahres 1990 ein Fremdwort. Dann ist da das Telefon, das automatisch jedes Gespräch in jede gewünschte Sprache übersetzt. Die Rohrpost-Zentrale, die es in 35 Jahren geben wird, befördert einen Brief in fünf Sekunden vom Schreiber zur Sortierabteilung*

Das Leben von morgen hat seit jeher unsere Phantasie beschäftigt. Der Blick in die Zukunft ist gleichermaßen erregend und beklemmend, denn — wird es schöner sein, glücklicher! Der schwedische Ingenieur Sven Swallert hat von dem Leben, das uns in 35 Jahren erwartet, feste Vorstellungen. Als Inhaber von 186 Patenten hat er sich auf der Erfinder-Olympiade in Paris kürzlich den Großen Preis geholt. Er sieht das Leben von 1990 mit den Augen eines Menschen, der wesentlich beteiligt sein wird, es zu formen. Fenster aus Luft, Fernsehtelefone im Flugzeug, Benzintanks in Plastikballons unter Wasser, Küchen ohne Spülbecken, Pflüge mit Hubschrauberantrieb, Roboter, die uns jegliche Arbeit abnehmen — das alles, so sagt Sven Swallert, wird zum Leben im Jahre 1990 gehören. Sollen die Jüngeren, die die Chance haben, das Jahr 1990 noch zu erleben, sich darauf freuen! Sven Swallert sagt ja. Aber auf die bange Frage, die uns alle am Beginn eines neuen Jahres immer wieder bewegt, die Frage nach Krieg oder Frieden, wird auch er keine Antwort geben können. So träumen wir also der perfekten Zukunft entgegen, den herrlichen Zeiten des Fortschritts, da wir die Herren der Welt sein werden. Ob das Leben dann trotzdem schön ist! Ehe wir uns weiter darüber unterhalten, müssen wir uns schon noch 35 Jahre gedulden.

Abwas… dem de… nachdem… hälter ge… herstellt… reinigen…

r 1990?

Erwartet uns ein Paradies oder eine seelenlose Riesenmaschine? Der schwedische Erfinder Sven Swallert meint, es wird ein schönes Leben.



Abwaschen — was ist das? *fragt die Hausfrau von übermorgen. Nachdem der Infragrill die Speisen mundgerecht und selbständig zubereitet hat, nachdem man fertig ist mit Essen, werden Geschirr und Bestecke in einen Behälter gekippt und zermahlen. Weg damit. Der Kunststoff, aus dem man Geschirr herstellt, wird billiger sein als die Arbeit, die man aufwenden müßte, um es zu reinigen. Hausfrauen sollten also auf alle Fälle versuchen, das Jahr 1990 zu erreichen*

Die Schiffe tanken auf See. *Der Inhalt der unter Wasser verankerten Plastikbehälter wird, sobald ein Schiff die Schlauchleitung öffnet, durch den ungeheuren Wasserdruck hinaufgepumpt. Die schwedische Marine will Swallerts Patent schon 1956 ausprobieren* ➡

Keiner löst das Rätsel um „Yoyita‘

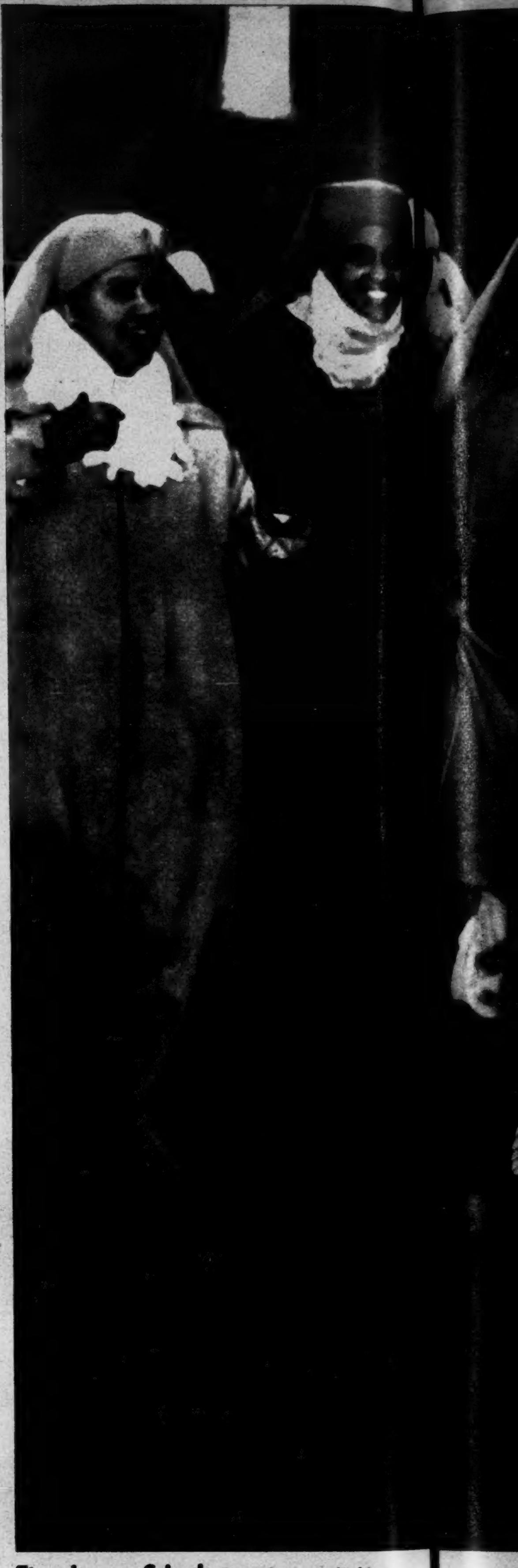
Verschwundener Kapitän Dusty Miller

26 Menschen verschwinden spurlos in der Südsee

Die letzte Reise dieses Schiffes stellt die Polizeibehörden vor ein unlösbares Rätsel

Die „Yoyita" hat ihr Ziel nie erreicht. Sieben Wochen lang trieb sie als Geisterschiff in den Inselgewässern der Südsee. In den frühen Morgenstunden des 3. Oktober verließ die weiße 70 Tonnen-Jacht mit 26 Mann an Bord den Hafen von Samoa. Nach 48 Stunden sollte sie die Reede der 500 Kilometer entfernten Insel Tokelau anlaufen. Niemand weiß, was den Kapitän Dusty Miller veranlaßte, seinen vorgeschriebenen Kurs zu ändern. Ein alter Kokosdampfer fand die Yoyita am 20. November vor den Fidschi-Inseln, 1200 Kilometer von ihrer alten Zielroute entfernt. Das britische Luftwaffenkommando der Südsee stand vor einem Rätsel. Wochen zuvor hatten seine Langstreckenbomber 150 000 Quadratkilometer des Pazifiks im Tiefflug abgesucht, ohne auch nur die geringste Spur des vermißten Schiffes zu finden. Aber für die Bergungsmannschaft war die Entdeckung der Yoyita noch geheimnisvoller. Nirgendwo auf der Jacht gab es Hinweise auf einen Unfall oder einen Kampf, nirgends ein Anzeichen über den Verbleib der Mannschaft. Das Funkgerät und die nautischen Instrumente fehlten ebenso wie der Kompaß und das Logbuch. Nur das Rettungsboot war noch da! In der Kapitänskajüte stand eine Wanduhr auf 10 Uhr 55. Die Polizei stellte später fest, daß sie mutwillig angehalten wurde. Das war auch ziemlich das einzige, was nun bei den wochenlangen kriminalpolizeilichen Untersuchungen herauskam. Die Maschine der Yoyita war voll betriebsfähig, das Wasser war durch ein sachgemäß geöffnetes Ventil in die Laderäume eingedrungen, so daß man sicher ist, daß die Yoyita absichtlich versenkt werden sollte. Von wem und warum, weiß niemand. Denn die Ladung des Schiffes war wertlos und ihr Kapitän ein in allen Südseehäfen hochgeachteter Mann. Für die Polizei in Samoa gibt es nur eine wahrscheinliche Lösung des Falles: Japanische Soldaten, die 1944 auf einsame Südseeinseln verschlagen wurden, und nicht wissen, daß der Krieg längst zu Ende ist, könnten die Yoyita gekapert und die Besatzung verschleppt haben.

Verloren und verlassen *fand ein Bergungskommando die „Yoyita" nach siebenwöchiger Suche (links). Ihre einzige Ladung bestand aus leeren Blechtonnen, die das Schiff trotz großen Wassereinbruchs schwimmfähig hielten (oben)*

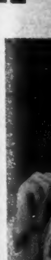


Ein schwerer Schock *für viele strenggläubige Mohammedaner war es, als diese jungen Frauen*

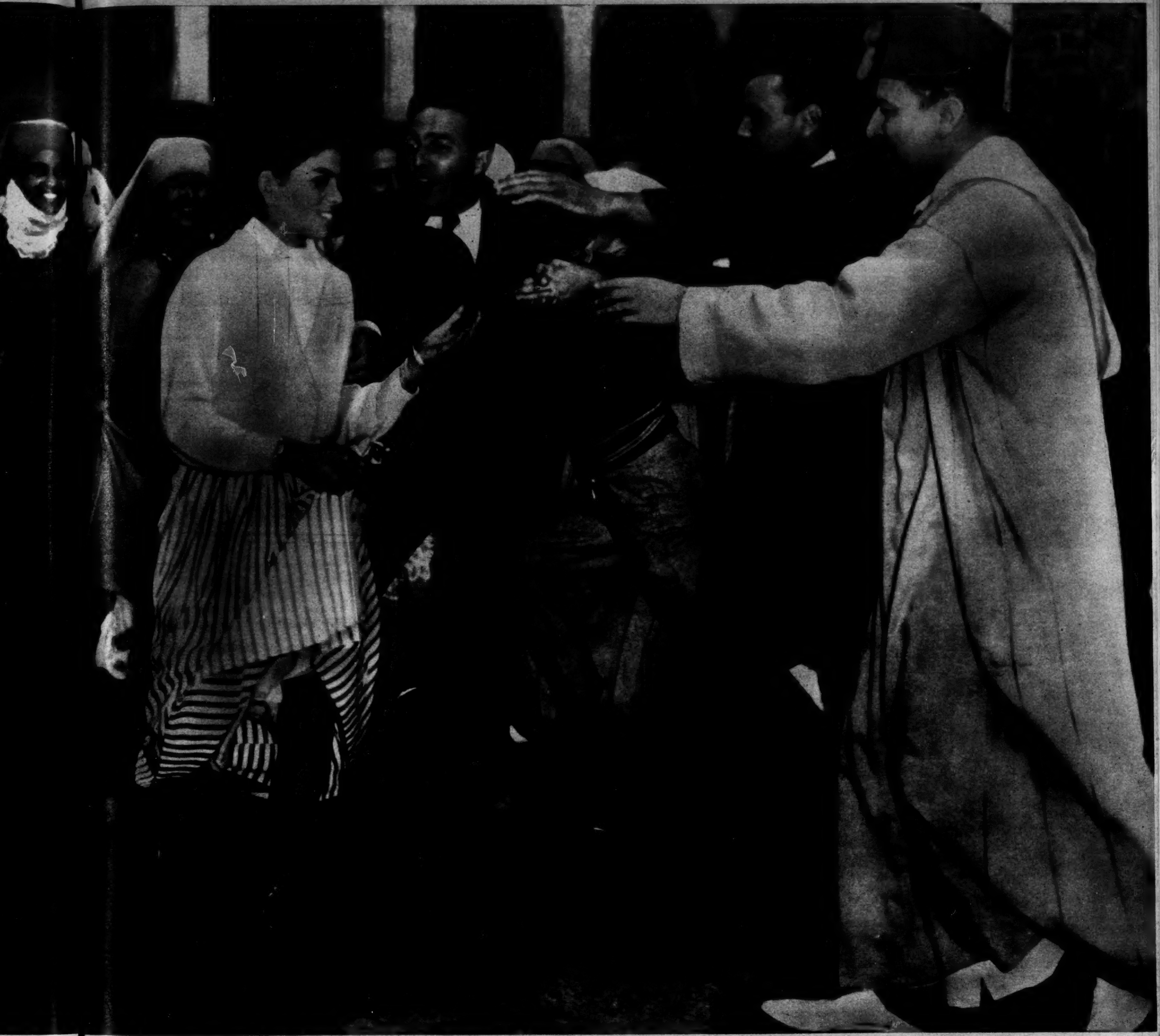
vor de...
Wortf...

Schwere Zeiten

Die Welle läßt sich nicht mehr aufhalten. Kaum war Sultan Mohammed Ben Jussuf von Marokko aus seinem Zwangsexil zurückgekehrt, und kaum hatte er eine Revolutionierung des gesamten öffentlichen Lebens versprochen, als auch schon die Frauen ihre Ansprüche anmeldeten. Unter der Führung von Prinzessin Aicha, der temperamentvollsten Tochter des Sultans, entstand eine Bewegung, die den bisher als zweitrangige Menschen behandelten Frauen Gleichberechtigung verschaffen will. Zuerst fiel der Schleier, in mohammedanischen Ländern das Symbol für die absolute Untertänigkeit der Frau. Sultan Ben Jussuf, froh um jeden neuen Impuls in seinem von Gleichgültigkeit bedrohtem Volk, stimmte lächelnd allen Wünschen zu. Nur die ganz Konservativen unter den Würdenträgern seines Landes wollen sich nicht damit abfinden, daß in Zukunft ihre Frauen auch etwas zu sagen haben sollen.



Den...
hat ...
Sie w...
Frau...



...ggläubige
...gen Frauen

vor dem neuen Sultan von Marokko Ben Jussuf die Schleier von ihren Gesichtern rissen und die Wortführerin sogar ihre Beine enthüllte: vor einem Jahr noch ein beinahe todeswürdiges Vergehen

Zeiten für Haremsbesitzer

...aufhalten.
... Ben Jus-
... Zwangs-
...e er eine
...fentlichen
...chon die
... Unter der
... tempera-
... entstand
...zweitran-
...n Gleich-
...t fiel der
...dern das
...gkeit der
...en neuen
...gkeit be-
...en Wün-
...ven unter
...ollen sich
...kunft ihre
...en sollen.

Den Stein ins Rollen gebracht *hat die 25jährige Prinzessin Aicha. Sie will nicht einsehen, weshalb die Frauen ein Sklavendasein führen sollen*

Die Hobbys aller Backfische *in unseren Zonen sind auch die Lieblingsbeschäftigungen von Aicha und ihren Schwestern Nahza und Malika (von links nach rechts). Das liebste: Schallplattenmusik und Ausfahrten im Mercedes*

Erst lesen, dann lösen!

Aller guten Dinge sind drei, und was gäbe es für uns Sternleser zum neuen Jahre Besseres, als ein Preisausschreiben mit Gewinnen im Werte von insgesamt 130 000 DM. Drei Folgen hatte dieses amüsante Rätsel: Kessi, die liebenswerte Figur unseres Zeichners Horst von Möllendorff, war plötzlich ein Mädchen aus Fleisch und Blut geworden. Und wie alle jungen Mädchen hat sie — kaum daß sie flügge geworden ist — nichts Gescheiteres zu tun gewußt, als sich zu verlieben. Und da sie ein schnelles Mädchen ist, hat sie sich schon in der Woche darauf verlobt, um sich nun zu Neujahr bereits zu verheiraten. „Verliebt, verlobt, verheiratet" hieß deshalb unser Preisausschreiben in dieser und den beiden vorigen Nummern des Stern. Wir wiederholen also noch einmal:

1. In wen hat Kessi sich verliebt!

So lautete die Preisfrage im vorletzten Heft des Stern. In 7 Bildern zeigten wir, wie sich die Musikanten Jim, Jonas, Jack, Jan und Jonny mit Kessi verabredeten. Aus den Fotos konnten Sie herausfinden, in wen von diesen fünfen Kessi sich verliebte.

2. Wie viele Personen sind auf Kessis Verlobungsfeier!

hieß die Preisfrage im letzten Heft. Wieder waren es 7 Bilder, die insgesamt 39 Personen zeigten. Aber bei genauerem Hinsehen konnten Sie entdecken, daß einige mehrfach fotografiert waren. Die Zahl der verschiedenen Personen — Kessi und Fotograf Leonard natürlich eingeschlossen — war also wesentlich kleiner.

Auch wenn Sie die beiden letzten Hefte zufällig nicht gesehen haben sollten, so können Sie dennoch mitmachen.

Wir haben eigens für Sie Exemplare gedruckt, und Ihr Zeitungshändler be-

1 Laßt Blumen sprechen! *– das hat sich auch der Bäckerjunge Emil gedacht, der Kessi jeden Morgen die frischen Brötchen bringt. Können wir es ihm verdenken, daß er sich längst in Kessi verliebte? Nun aber, da Kessi sich entschieden und ihren Musikanten geheiratet hat, ist Emil ein charmanter Verlierer. Er gratuliert als erster, und der Anfangsbuchstabe seiner Blumen ist damit auch der erste Buchstabe jener großen Familie von Kessi-Freunden, für die die Gratulanten auf diesen Seiten ihre Glückwünsche darbringen. Daß Sie Kessis frischgebackenen Ehemann auf keinem dieser Fotos sehen, hat seinen guten Grund: denn sonst wäre ja die Lösung unserer ersten Preisfrage von vor zwei Wochen schon verraten*

2 Die starke Hand *des Meisterboxers Bubi Scholz und die zarte Hand seiner jungen Frau Helga haben Kessi diesen Strauß überreicht. Die beiden haben ja auch erst kürzlich geheiratet und fühlen sich Kessi deshalb besonders verwandt. Was das für Blumen sind? Nun, denken Sie ein bißchen nach – man kennt sie doch in vielen Wappen und sogar als Tapetenmuster*

3 Der dritte Mann *in diesem Spiel ist der erfolgreiche Filmregisseur und Drehbuchautor Robert A. Stemmle. Sicher haben Sie seine Filme „Truxa", „Die sündige Grenze" und „Toxi" gesehen. Übrigens ist er auch ein großartiger Geschichtenschreiber, wie regelmäßige Sternleser wissen. Seine Blumen sind offenbar die gleichen wie auf Bild 2, der Buchstabe kommt also wohl doppelt vor*

4 Ein Lied ... drei ... vier! *Nun, ganz so militärisch wird es der Schlagersänger Bully Buhlan nicht angefangen haben, als er Kessi seinen gesungenen Glückwunsch darbrachte. Aber seine Blumen haben schon etwas mit dem Militär zu tun, denn sie waren das Kennzeichen einer Waffengattung des Heeres. Wir fanden, diese kleine Hilfe haben unsere norddeutschen Leser nötig*

und zum guten Schluß unseres

[illegible] Preis[illegible]

5 **Hallo, Cornelia!** *Berlins Filmklatsch-Journalistin Cornelia Herstatt durfte natürlich nicht fehlen. Aber da es ihre Blume in dieser Jahreszeit nicht einmal in Treibhäusern gibt (da fehlt eben die Sonne!), hat sie ein etwas mickeriges künstliches Exemplar mitgebracht. Und mit dem Anfangsbuchstaben dieser Sommerblume beginnt auch ein neues Wort in unserer Buchstabengruppe*

6 **Ein Küßchen in Ehren** *wird auch Modeschöpfer Heinz Oestergaard der süßen Kessi nicht verwehren. Sie bedankt sich für seine Blumen, die in dieser Jahreszeit aufzutreiben ein wahres Wunderwerk gewesen sein muß. Übrigens: damit Sie nicht durcheinandergeraten, nehmen Sie am besten einen Bleistift und schreiben sich die Anfangsbuchstaben der Blumen hintereinander auf*

7 **Die Blüten sind blau,** *die der Koch Balduin Kessi zur Hochzeit überreicht, und blau ist die Farbe der Treue. Blau ist aber nicht nur eine Farbe, sondern auch ein Zustand, den mancher von uns Silvester erreichen wird. Und blau wird man, wenn man allzuviel von dem Schnaps trinkt, der aus den Wurzeln dieser Blüte bereitet wird. Als Magenarznei aber ist er sehr begehrt*

sorgt Ihnen die Nummern gern. Sollten sie aber wegen der begeisterten Nachfrage vergriffen sein, so tun Sie bei Bekannten einen Blick in diese Hefte. Und wenn auch das nicht möglich ist, so schreiben Sie uns ruhig, daß wir Ihnen einen kostenlosen Sonderdruck der letzten beiden Folgen zusenden. Adresse:

An den STERN, Hamburg, Pressehaus.

Auf alle Fälle muß Ihre Einsendung die Lösung aller drei Preisfragen enthalten, sonst kann sie bei der Preisverteilung keine Berücksichtigung finden. Die genauen Teilnahmebedingungen finden Sie auf der übernächsten Seite dieses Heftes. Und nun zur letzten Folge:

3. Wer gratuliert unserer Kessi da eigentlich zur Hochzeit?

Sie finden auf diesen und den beiden nächsten Seiten insgesamt 14 Fotos. Jedes Foto zeigt einen Gratulanten mit einem Blumenstrauß. Aber alle diese Gratulanten kommen nicht nur im eigenen Namen, sondern gleichsam stellvertretend für eine viel größere Familie von Kessi-Freunden. Und wenn Sie herausbekommen wollen, wer das ist, dann brauchen Sie nur die Blumen sprechen zu lassen. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben nämlich aneinandergereiht die Lösung dieser letzten Preisfrage. Da es 14 Blumensträuße sind, muß die Lösung also 14 Buchstaben haben. Schreiben Sie die Lösung auf die bereits vorbereitete Postkarte — damit hat alle Mühe ein Ende, und Sie haben Aussicht auf einen der großen Gewinne!

8 **Sonja Ziemann,** *Deutschlands Filmliebling Nr. 1, ist natürlich ganz besonders berufen, für die große Zahl der Gratulanten zu sprechen, deren Bezeichnung sich ergibt, wenn Sie die Anfangsbuchstaben aller dieser Blumensträuße zu zwei Worten aneinanderreihen* →

„Verliebt, verlobt, verheiratet"

Fortsetzung unseres 130 000 DM Preisausschreibens von den beiden vorigen Seiten

Ein halber Mann ist gar kein Mann!

Das kleine Foto rechts zeigt Norbert Leonard, den Fotografen unseres Preisausschreibens. In der vorigen Woche, als wir nach der Zahl der Personen auf Kessis Verlobungsfeier fragten, sollte — wie die Unterschrift zu diesem Bild eindeutig ergab — der gute Norbert natürlich mitgezählt werden. Nun hatte er, bescheiden wie er ist, sich selbst nicht fotografiert, und so mußten wir sein Konterfei aus einem anderen Bild herausschneiden. Dabei geriet der halbe Kopf links mit auf das Bild. Zwar gehört er zu einem der Beteiligten, aber da man ihn nicht wie die anderen Personen an den Merkmalen seines Anzugs erkennen kann, brauchen Sie ihn nicht mitzuzählen.

Kein Trick, kein doppelter Boden! Das Foto zeigt Norbert Leonard, der halbe Kopf am Rand wird nicht gezählt.

9 **Berlins Film-Königin** *Maria Brauner, die bezaubernde Gattin des Inhabers der CCC-Filmgesellschaft, ließ es sich nicht nehmen, Kessi zur Hochzeit zu gratulieren. Wenn das kein gutes Vorzeichen für Kessis Karriere ist! Wie wär's, Herr Brauner, wenn wir Kessi demnächst auf der Leinwand sehen würden? Und die Blumen? Nun, es sind weiße und rote . . .!*

DIE IDEE HATTE:
Horst v. Möllendorff

DIE FOTOS MACHTE:
Norbert Leonard

KESSI SPIELTE:
Inge Hein

10 **Mädchen ohne Grenzen** – *so werden die Stewardessen der Luft nach Alexander Sossos erfolgreichem Stern-Roman genannt. Übrigens findet in diesen Tagen die Uraufführung des Films statt, der nach diesem Roman gedreht wurde. Eine Stewardeß der PAA brachte Kessi diese königlichen Blumen*

11 **Und das ist Horst von Möllendorf** *der Kessi eigentlich erfunden hat. Mehr als 6 Millionen Leser haben in den drei Jahren seine Preisfragen unter der Devise „Gewinne mit Kessi" gelöst, bis Inge Hein aus Düsseldorf als lebendige Kessi in sein Atelier trat. Die blauen Blüten, die er zu Kessis Hochzeitstag überreicht, kennen Sie schon von der vorigen Seite. Die Anfangsbuchstaben aller Blumensträuße aneinandergereiht ergeben des Rätsels Lösung*

12 **Hurra, die Post ist da** – *und mit den vielen Briefen bringt der Postbote, charmant und liebenswürdig wie die Post nun einmal ist, ein kleines Sträußchen von jenen Blumen, die es um diese Jahreszeit nur in Treibhäusern, im Frühling aber auf allen Beeten gibt. Auch der Postbote ist einer aus der großen Zahl von Gratulanten, deren Bezeichnung Sie finden (Sie haben sie sicher schon längst erraten), wenn sie die Anfangsbuchstaben aller 14 Blumensträuße aneinanderreihen. Übrigens ergeben sie zwei Worte!*

13 **Helga ist die Vorsitzende** *des Berliner „Kessi-Clubs". Jawohl, so etwas gibt es, genauso wie es bereits einen Kessi-Song und einen Kessi-Mambo gibt. Aber natürlich brauchen Sie weder Mitglied in einem solchen Club zu werden, noch sollen Sie singen oder tanzen. Sie brauchen nur zu raten. Und wenn Ihnen dann das Glück noch wohl gesonnen ist und Sie haben einen der Hauptpreise gewonnen, dann singen und tanzen Sie von alleine*

Bedingungen

1. Jeder kann mitmachen, nur Angehörige des STERN sind ausgeschlossen.
2. Die Einsendung muß auf einer gewöhnlichen Postkarte oder Ansichtskarte erfolgen. Die Karte ist zu adressieren: An den STERN, Hamburg, Pressehaus.
3. Es werden nur Einsendungen bearbeitet, welche die Lösung aller drei Preisfragen aus dieser und den beiden vorigen Nummern des Stern enthalten. Also:
   1. Kessi hat sich in .... verliebt.
   2. Es waren ..... Personen auf Kessis Verlobungsfeier.
   3. Es gratulierten .... zu Kessis Heirat.

   Außerdem soll die Anschrift des Einsenders deutlich lesbar sein.
4. Einsendeschluß ist der 15. Januar. Maßgebend ist der Poststempel Ihres Wohnortes.
5. Die Reihenfolge der Preise unter den richtigen Lösungen wird unter Aufsicht eines Notars durch das Los bestimmt.
6. Die Preisträger werden in der auf die Verteilung folgenden Nummer des STERN öffentlich bekanntgegeben.

---

1. PREIS: EINE BORGWARD-ISABELLA
Viersitzige Limousine im Wert von 7140 DM

2. PREIS: EINE FLUGREISE NACH RIO
de Janeiro mit der „Panair do Brasil" und 14-tägiger Aufenthalt im Wert von 7000 DM

3. PREIS: EIN LLOYD-WAGEN LP 600
Der Ladenpreis des Fahrzeugs ist 3680 DM

4. PREIS: EINE ILSE-FERNSEHTRUHE
mit 43-cm-Bildschirm, eingebautem 3-D-Super und Plattenspieler im Wert von 2378 DM

5. PREIS: EIN TRIUMPH-MOTORRAD
250 SL oder wahlweise ein Triumph-Motorroller „Contessa" im Wert von 1800 DM

6.—7. PREIS: ZWEI WASCHMASCHINEN
„Constructa", vollautomatisch, je 1780 DM

8. PREIS: EIN NSU-MOTORROLLER
„Lambretta", kostet im Geschäft 1595 DM

9. PREIS: EIN ILSE-FERNSEHGERÄT
43-cm-Bildschirm und 3-D-Klang, 1345 DM

10.—11. PREIS: ZWEI EINBAUKÜCHEN
„Kruse", die der Gewinner nach seinen Angaben geliefert bekommt, Wert je 1340 DM

12.—13. PREIS: 2 TRIUMPH-MOPEDS
„Fips" mit 2-Gang-Sachsmotor, je 605 DM

14.—16. PREIS: 3 GRITZNER-MOPEDS
„Brummi". Jedes hat einen Wert von 595 DM

17.—18. PREIS: ZWEI NÄHMASCHINEN
„Adler", in Schrankausführung, je 500 DM

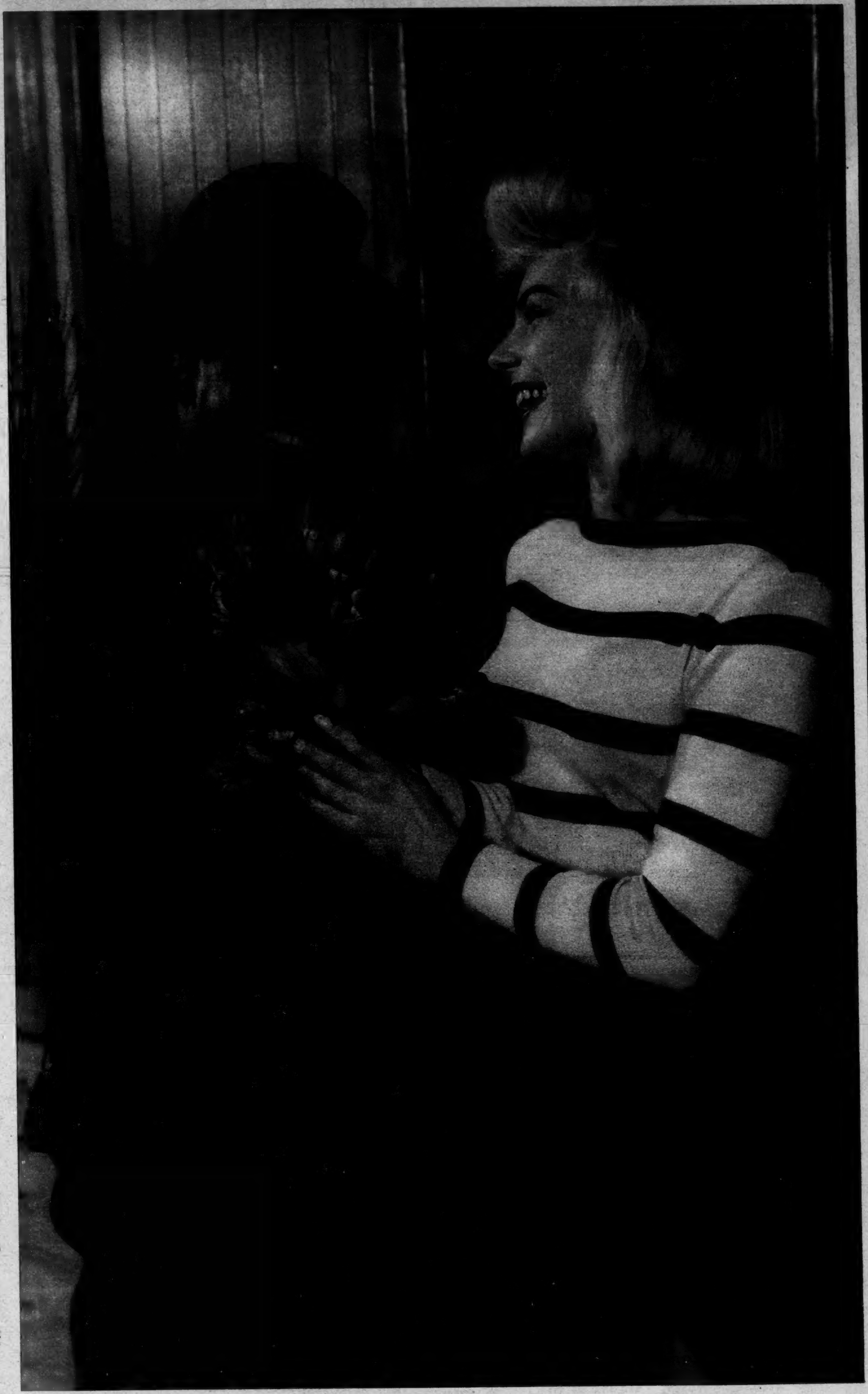
19.—21. PREIS: 3 GRITZNER-MOPEDS
mit 39-ccm-Motor im Wert von je 485 DM

22.—31. PREIS: 10 WASCHMASCHINEN
„Miele 65", wäscht sehr schnell, Preis 480 DM

32.—41. PREIS: ZEHN STARMIXGERÄTE
Diese „elektrische Köchin" kostet 475 DM

42.—51. PREIS: ZEHN „FACKEL-SUPER"
neun Röhren, zwei Lautsprecher, je 360 DM

Außerdem gibt es 9949 weitere wertvolle Preise — vom Staubsauger bis zum Feuerzeug, vom Eßbesteck bis zur Buchkassette



14 **Und das ist nun der letzte in der Schar der Gratulanten:** *Schornsteinfeger Hans, der Kessi zu ihrer Heirat und uns allen zum neuen Jahr Glück bringen soll. Wenn Sie in den nächsten Tagen Ihre Postkarte mit der Lösung des Preisausschreibens in den Kasten werfen, dann macht sich das Glück schon auf den Weg zu Ihnen. Zwei Autos, eine Traumreise nach Rio de Janeiro, Fernsehtruhen, Motorräder und Motorroller, Musterküchen und Kühlschränke, Waschmaschinen, Rundfunkgeräte, Fotoapparate, Küchenmaschinen, Fahrräder – das alles wartet auf Sie*

. . . und wir drücken Ihnen den Daumen für einen der Hauptgewinne!

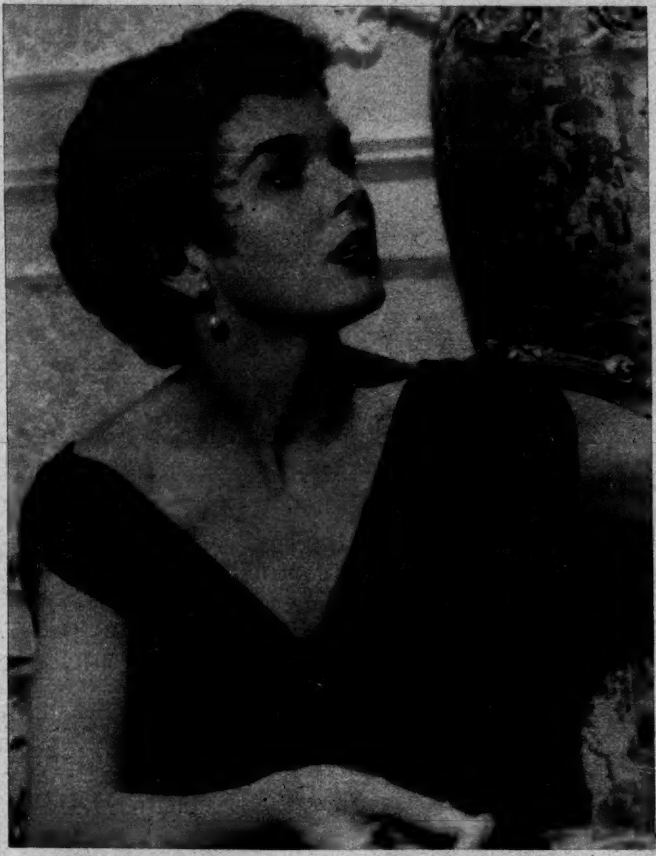
Bernes: Curd Jürgens

Mary: Dawn Addams

Landers: Phil Hersent

Jetzt im Film: Empfang um Mitternacht

Im Frühjahr 1955 schilderte der Stern das große Englandspiel der deutschen Abwehr in seinem Bericht „Empfang um Mitternacht". Jetzt wird dieser Stoff in Rom und Holland unter dem Titel „London ruft Nordpol" verfilmt. Chef der deutschen Abwehr ist Oberst Bernes. Mit Hilfe des gefangenen englischen Agenten Landers beginnt er einen Funkverkehr mit der britischen Abwehr. Zwei Jahre lang fallen die Engländer auf dieses Spiel herein und funken laufend die Ankunftstermine ihrer Agenten, die dann von Bernes festgenommen werden. Durch die Spionin Mary (unten) fliegt das Unternehmen schließlich auf. Als Himmler die gefangenen Agenten töten läßt, begeht Bernes Selbstmord.



Erst Stich, dann Kuß

Weil ihr Mann immer das letzte Wort haben mußte, griff die wütende Londonerin Daphne Eatwell zum Messer und stach ihn nieder. Ihr Mann war zwar nicht lebensgefährlich, aber immerhin doch seelisch und körperlich so schwer verletzt, daß er seine Gattin vor den Kadi brachte. Das Gericht ließ Milde walten und gab die inzwischen reuevolle Dame frei. Auch ihr Mann hatte ihr verziehen. „Das nächstemal", so versprach Daphne, und sah ihren Gatten liebevoll an, werde ich nur noch mit Kopfkissen werfen. Versöhnt und glücklich fuhren Messerstecherin und Opfer dann mit dem Autobus nach Hause.

Ausgerechnet „Zitrone"

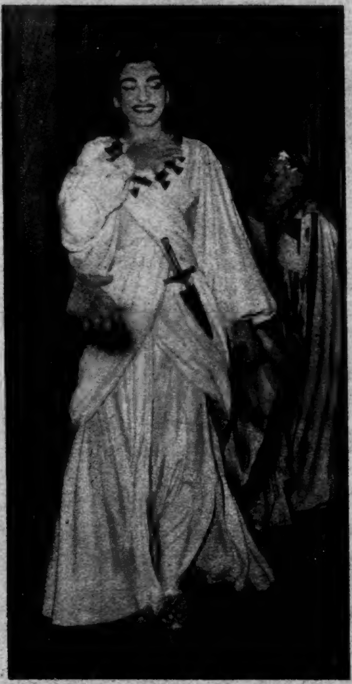
nannte der Celler Funkamateur und Komponist Hermann Hoffmann den Geheimsender, den er in seiner Wohnung installiert hatte. Weil seine eigenen Schlager bei keiner Rundfunkstation Gnade gefunden hatten, strahlte er sie nun selbst auf der Kurzwelle 1610 kHz. aus: zwischen Hörspielen und im Rahmen von Musiksendungen — bis die Polizei eintrat und die Anlage laut Funkgesetz beschlagnahmte.

Lucia Tansini

Vater sein dagegen sehr . . .

Ganz Italien erfaßte leidenschaftliche Empörung über einen Vorfall, der sich in Mailand ereignet hat. Riccardo Tansini, ein 23jähriger Omnibusschaffner, und seine Frau Lucia hatten sich mühsam das Geld für eine kleine Wohnung erspart. Aber das Glück verließ die Familie bald nach der Geburt ihres ersten Kindes. Tansini litt von Tag zu Tag mehr unter Schlaflosigkeit. Aber der winzige Bambino nahm keine Rücksicht auf seinen Vater, der immer gereizter und nervöser wurde. Eines Nachts aber wollte das Geschrei des kleinen Pietro überhaupt kein Ende nehmen. Voller Wut sprang Riccardo aus dem Bett und schlug blindlings auf das Kind ein. Zwei Tage später starb Pietro an seinen Verletzungen. Riccardo Tansini sitzt jetzt im Gefängnis.

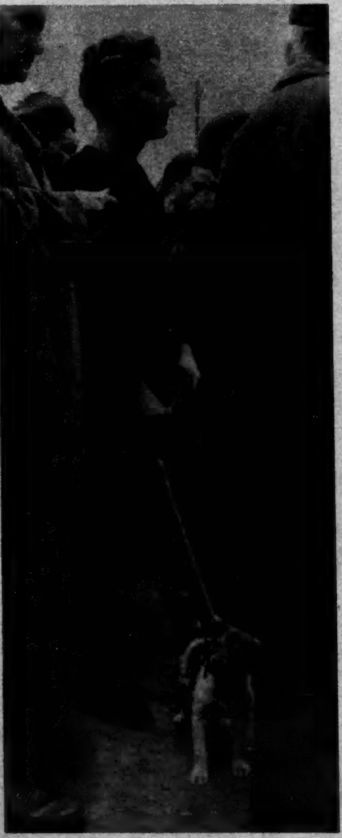
Riccardo tötete sein Kind



Maria Meneghini-Callas — verdankt sie ihre Figur Spaghettis!

Nie wieder nach Amerika

will die berühmte Sopranistin der Mailänder Scala Maria Meneghini-Callas. Nach einem Auftritt in Chikago hatte ihr James Pringle, ihr ehemaliger Agent, aufgelauert und von ihr die Nachzahlung von Vermittlungshonoraren für acht Jahre verlangt. Schimpfend wies die Callas dem Manager die Tür (oben). Nach ihren Aussagen hat er bisher keinen Finger für ihre Karriere gerührt. Kaum wieder in Italien, erwartete die schöne Sängerin jedoch ein neuer Ärger. Ein bekannter Spaghettifabrikant hatte in einem Inserat behauptet, einzig und allein dem Genuß seiner Produkte verdanke der umschwärmte Star ihre Gewichtsabnahme von vierzig Pfund. Weil sie ihren Ruf als Künstlerin gefährdet sieht, klagt Maria Meneghini-Callas jetzt auf Schadenersatz.



Fritz Himstedt

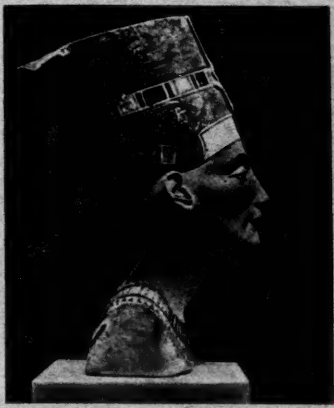
Der Irre war der Falsche

Fritz Himstedt, elfmal vorbestrafter Bauunternehmer aus Braunschweig, sollte wegen eines schweren Verkehrsdeliktes erneut vors Gericht. Vorher aber erhielt der Richter ein Gutachten des Nervenarztes Dr. Cabanis, in dem Himstedt als geistesgestört und daher für seine Taten nicht verantwortlich erklärt wurde. Beim Prozeß entdeckte der Arzt, daß er hereingefallen war. Der Bauunternehmer hatte einem Schwachsinnigen 500 Mark gegeben und ihn als Fritz Himstedt bei dem Arzt abgeliefert. Das Attest hatte er dann an das Gericht geschickt.

Dr. Cabanis

Aus Rußland geschmuggelt

Zwei Tagesreisen vor Moskau hatte Spätheimkehrer Peer Helmer aus Mühlheim diesen halbverhungerten Hund auf einem Bahnhof entdeckt und ihn trotz Verbots mitgenommen. Bei Kontrollen durch die Wachposten wurde „Wanja" unter dem Gepäck versteckt. Der Tierschutzverein ernannte Helmer jetzt zum Ehrenmitglied.



Nofretete hin, Marschallstab her

Auf geheimnisvollen Wegen war das Würdenzeichen des 1953 gestorbenen Feldmarschalls v. Rundstedt in das Sammelsurium König Faruks gelangt. Jetzt bot Kairo der Bundesregierung an, den Stab gegen die in Deutschland befindliche Büste der Nofretete zu tauschen — eines der kostbarsten Stücke aus der Frühgeschichte Ägyptens.

Das gute 7. Jahr

Was lange währt, wird endlich gut. Siebenmal in sieben Jahren hat der englische Filmstar Diana Dors vergeblich versucht, ihre Führerscheinprüfung zu bestehen. Daß es jetzt doch endlich geklappt hat, schreibt Denis Hamilton, Ehemann der verführerischen Blondine, seiner Erziehungsmethode zu: Er hatte seiner Frau eine Super-Luxuslimousine geschenkt.

Das gab's nur einmal

Alle Sterne leuchten, alle Melodien erklingen, und die alten Herzen werden wieder jung, wenn Curt Riess in seiner Geschichte der Ufa die große Zeit des deutschen Films noch einmal wieder lebendig werden läßt

Der deutsche Film weiß in seinen Anfangszeiten nicht, wohin er will. Den Leuten, die den Film machen, fehlt die Erfahrung, sie experimentieren. Das meiste gefällt dem Publikum großartig, denn es ist ja etwas völlig Neues. Lebende Bilder! Einige Namen haben dem Film nach der Jahrhundertwende und über den ersten Weltkrieg hinaus das Gesicht gegeben, Namen wie Henny Porten, Oskar Messter, Fern Andra, Harry Liedtke, Joe und Mia May. Für die wirtschaftliche Grundlage allerdings sorgen ganz andere, die im Hintergrund bleiben, von denen das Publikum höchstens in der Börsenzeitung erfährt. In der letzten Fortsetzung tauchte ein neuer Name auf: Ernst Lubitsch, einer der größten Regisseure, den die Welt je besaß. Er machte damals seine Erfolgsfilme mit einer Frau, die das Publikum zu wahren Stürmen des Beifalls hinriß und die der große Max Reinhardt von Warschau nach Berlin an seine Kammerspiele geholt hat: Pola Negri.

Wer ist Pola Negri!

Eigentlich heißt sie gar nicht Pola Negri, sondern Appolonia Chalupez und ist in der Nähe von Warschau geboren. (Unser Foto stammt aus dem Jahre 1935, kurz nach ihrer Rückkehr aus Amerika.) Niemand weiß genau wann — die Schätzungen schwanken später zwischen 1892 und 1897. Mit acht Jahren jedenfalls wird sie in die Ballettschule des Warschauer Nationaltheaters aufgenommen. Mit fünfzehn spielt sie Theater. Wieder ein Jahr später schreibt sie einen Film mit dem vielsagenden Titel „Liebe und Leidenschaft". Sie inszeniert ihn auch und spielt die Hauptrolle. Die Firma, die ihn gedreht hat, macht daraufhin pleite.

Der Weltkrieg bricht aus. Max Reinhardt kommt nach Warschau, sieht sie in der Pantomime „Sumurun". Er kennt das Stück. Er hat es vor vielen Jahren selbst einmal inszeniert, und vor einigen Wochen hat er es wieder in den Spielplan seiner Kammerspiele aufgenommen. Es handelt sich um die ziemlich alberne Geschichte eines alten Scheichs, der maßlos eifersüchtig ist, und das mit Grund, denn seine Geliebte Sumurun betrügt ihn mit seinem Sohn; und dann ist da noch ein nicht minder eifersüchtiger Buckeliger, der zuletzt den Scheich umbringt.

Die Negri versetzt Reinhardt in Begeisterung. Sie ist ungewöhnlich schön, mittelgroß, nicht besonders schlank, mit schwarzen Haaren, schwarzen Augen. Wo immer sie erscheint, erregt sie Aufsehen. Sie hat das Temperament eines Orkans. Wenn sie einen Raum betritt, fegt sie alles zur Seite. Was sie will, setzt sie durch. Sie will eine ganze

Menge. Vor allem will sie nach Berlin. Warschau ist Provinz, Berlin ist, selbst im Krieg, die Theaterhauptstadt der Welt. Reinhardt nimmt sie also mit nach Berlin. Freilich, er kann sie nicht sprechen lassen. Ihr Deutsch ist entsetzlich. Aber da er die Pantomime „Sumurun" auf dem Spielplan seiner Kammerspiele hat, läßt er sie auftreten. Sie braucht ja nichts zu sagen.

So lernt Lubitsch sie kennen. Sie macht auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Er macht auf sie überhaupt keinen Eindruck. Als er die Negri sieht, erklärt er Reinhardt: „Die muß zum Film! Können Sie mich ihr vorstellen?"

Reinhardt macht die beiden bekannt.

Er holt auch den Direktor Davidsohn dazu.

„Wollen Sie es nicht einmal mit dem Film versuchen?" fühlt Davidsohn vorsichtig vor.

„Natierlich", erklärt Pola. „Bin ich große Filmschauspielerin! Habe ich gespielt in ‚Liebe und Leidenschaft'."

„Ich werde mir den Film ansehen", verspricht Davidsohn.

Die Suche nach „Liebe und Leidenschaft" erweist sich als ergebnislos. Indessen stellt Davidsohn fest, daß ein Film mit Pola Negri existiert mit dem Titel „Sklave der Sinne".

„Liebe! Leidenschaft! Sinne! ist sich doch alles gleiche Geschichte!" lächelt Pola.

Der große Vorzug des Films: er ist stumm. Man sieht hier wieder einmal, wie groß dieser Vorzug ist. Die Leute werden also nicht sogleich herausbekommen, daß die Negri eine sozusagen feindliche Ausländerin ist. Insgeheim startet Davidsohn eine Flüsterkampagne: Pola Negri heiße gar nicht Pola Negri, sondern Paula Schwarz. Er sucht lange und glaubt dann, das richtige Manuskript für sie gefunden zu haben. Es hat den Titel „Vendetta". Harry Liedtke soll die männliche Hauptrolle spielen. Lubitsch soll Regie führen.

Aber Lubitsch will nicht. Zwei Stunden redet die Negri auf ihn ein. Nach zwei Minuten hat er aufgegeben, sie zu unterbrechen. Eine Viertelstunde lang sieht er sie an. Daß sie schön ist, weiß er, das hat er während der „Sumurun-Vorstellung in den Kammerspielen feststellen können. Daß sie schauspielerisches Talent hat, ahnt er, obwohl „Sumurun" ihr kaum eine Chance gab, es zu beweisen. Jetzt dämmert es ihm: sie ist mehr als eine schöne Frau, mehr als eine begabte Schauspielerin. Sie ist vielleicht kein großes Talent, aber sie ist ein einmaliges Temperament.

Der Film „Vendetta" wird kein Sensationserfolg, spielt aber sein Geld ein. Mehr noch: Die Leute sind hingerissen von der Negri. Davidsohn weiß, das ist Lubitschs Verdienst. Und schon kommt er mit einem neuen Film: „Die Augen der Mumie Ma". In den Rüdesdorfer Kalkbergen bei Berlin werden ägyptische Pyramiden gebaut. Harry Liedtke, wieder der Partner der Negri, stampft im pikfeinen grauen Gehrock durch die Wüste, auf der nichts wächst als eine einsame Palme, und die steht in einem Blumentopf. Aber das sieht das Publikum nicht. Es sieht die schöne und leidenschaftliche Negri.

Der Dämonische

Da ist noch ein Schauspieler, der gegen Kriegsende zum Film kommt und eine entscheidende Rolle in der Geschichte der Ufa spielen wird. Er heißt Conrad Veidt. Auch er wirkt, wie die Negri, irgendwie undeutsch, fremd, exotisch. Es ist kein Zufall, daß Joe May ihn als eifersüchtigen Fürsten im ‚Indischen Grabmal' herausstellt.

Er ist groß, sehr schmal, fast durchsichtig. Er hat ein durchgeistigtes Gesicht. Er ist durchaus nicht hübsch im herkömmlichen Sinn. Nur seine Augen sind schön und unendlich traurig. Aber er ist interessant. Und wer ihn einmal gesehen hat, vergißt sein Gesicht nie.

Daß er Schauspieler werden will, weiß er schon auf der Schulbank. Er schwänzt die Schule sooft er nur kann. Er denkt gar nicht daran, Schularbeiten zu machen. So wird er unter dreizehn Schülern der Dreizehnte.

Wo treibt er sich denn herum, wenn er die Schule schwänzt? Wo ist er zu finden, wenn er zu Hause sein sollte, um Schularbeiten zu machen? Im Hof des Deutschen Theaters natürlich, wo er die von ihm angebeteten Schauspieler in Fleisch und Blut besichtigen kann. Hat er sich eine Mark gespart, so stürzt er auf die Galerie. Nach der Vorstellung findet er lange nicht nach Hause. Schon mit

Die Krawatte sitzt. *Brigadegeneral Dockrell ist heute Zivilist und berät deutsche Interessenten bei der Aufnahme von Handelsbeziehungen mit dem Ausland. Er hat in Korea gekämpft, ehe er den bunten Rock in den Schrank hängte. Nur zu besonderen Anlässen holt er ihn hervor*

Wiedersehen mit Fern Andra

Teestunde im Hause Taunusstraße 37 in Wiesbaden: Der Stern saß jener Frau gegenüber, die einmal die Sexbombe des Stummfilms war, die 1933 nach Hollywood ging, und dann 1937 den amerikanischen General Sam Dockrell geheiratet hat. Mr. Dockrell ist kein hauptberuflicher Krieger, nur Reservist. Als er Anfang dieses Jahres nach Wiesbaden kam, ging Fern Andra mit. Der General macht hier Public Relations — das ist die Tätigkeit, die sich mit „Werbung um Vertrauen" am besten übersetzen läßt. Er hat eine besonders schmucke Uniform im Koffer (linkes Bild); uns zuliebe zog er sie an: die Uniform des Traditionsregiments Baron von Steuben (1730—1794), der als Generalstabschef Washingtons Mitbegründer der amerikanischen Unabhängigkeit war.

Sie war die erste Frau, *die in Deutschland Filmregie geführt hat. Ihre Produktionsfirma ist noch heute in Berlin unter der Nummer 48043 eingetragen. Interessant zu hören, was ein Ufa-Star vor den zwanziger Jahren verdiente – es waren rund 40000 Goldmark im Jahr. Ein Film von 1600 Meter Länge und etwa einstündiger Spieldauer kostete an die 150000 bis 250000 Mark und war ungefähr sechs Wochen in Arbeit. 1918 wurde Fern Andra vom Kaiser geadelt und war von Stund an eine Baronin. Unser Vorschlag: wie wär's denn, wenn die Stars von damals auf den nächsten Filmfestspielen im Juni 1956 in Berlin ein Wiedersehen mit dem Publikum von damals feiern würden?*

sechzehn, siebzehn Jahren trägt er einen weichen Schlapphut mit imposanter Krempe, eine flatternde Künstlerkrawatte und an Stelle eines Mantels ein Cape. So streicht er, zwei Meter hoch, durch die Straßen von Berlin.

Natürlich ist er längst dem Bühnenportier des Deutschen Theaters aufgefallen. Eines Tages winkt der ihm und führt ihn in ein kleines Büro. „Das ist Herr Blumenreich", sagt er „ein Mitarbeiter des Professors!"

Der Professor — so nennen sie Max Reinhardt.

Blumenreich ist längst informiert über den seltsamen Jüngling, der sich in der Nähe des Theaters herumtreibt. „Was kann ich für Sie tun, junger Mann?"

„Mein Name ist Conrad Veidt."

Mehr ist aus ihm nicht herauszubringen.

Blumenreich lächelt. „Na, dann kommen Sie morgen gegen halb elf wieder, junger Mann!"

Bis morgen halb elf, das sind Jahre, die nie vorübergehen werden, das sind unendliche Wanderungen quer durch Berlin, das ist Herzklopfen, so stark, daß man meint, man würde tot umsinken.

Reinhardt läßt Veidt vorsprechen, engagiert ihn. Veidt darf ein paar kleine Rollen spielen. Dann muß er in den Krieg.

Ausbildung. Die Front bei Warschau. Gelbsucht. Wieder die Front. Beurlaubung zum Fronttheater in Libau. Dort darf er endlich, ja muß er große Rollen spielen. Sogar den Faust. Die Libauer Zeitung schreibt: „Hier wächst der Welt ein neuer Kainz heran!"

In Libau weiß man es. In Berlin weiß man es noch nicht. Immerhin holt Reinhardt ihn zurück. Er bekommt nun größere Rollen. Er erregt Interesse. Er ist kein „jugendlicher Held und Liebhaber" im überlieferten Sinn. Er ist dämonisch.

Auf die hübschen, jungen Schauspieler des Deutschen Theaters warteten schon in den Jahren 1912 und 1913 etwas seltsame Herren, die ihnen Filmangebote machten. So primitiv geht das jetzt allerdings nicht mehr zu. Conrad Veidt bekommt eines Tages einen Brief. „Wenn Sie Interesse haben, einen Film zu machen . . ."

Der Brief ist unterschrieben von Richard Oswald.

Zwei Stunden später steht Conrad Veidt einem mittelgroßen, ziemlich korpulenten Herrn mit rötlichem Haar gegenüber. „Mein Name ist Richard Oswald", erklärt er in unverfälschtem Wiener Deutsch. „Ich habe eine Rolle für Sie. Einen Inder, nicht wahr, der geheimnisvolle Kräfte besitzt, verstehen Sie, und sich damit alles untertänig machen kann oder so ähnlich . . ."

Conrad Veidt bekommt ein dünnes Manuskript. Es gelingt ihm nur mit Mühe, seine Ruhe zu bewahren, bis er auf der Straße ist. Dann öffnet er das Drehbuch, liest, während er die Straße hinuntergeht, wie gebannt seine Rolle. Er hat alles um sich vergessen. Seine Augen hängen an jeder Zeile.

Er überschreitet den Damm. Die Leute starren dem jungen Mann mit dem Schlapphut und dem enormen Cape nach. Sie grinsen. Offenbar verrückt geworden! Er achtet nicht auf die Straßenbahn und die Autos.

Jetzt steckt er das Manuskript ein. Er hat seine Rolle gelesen. Seine Rolle! Sie läßt ihn nicht mehr los. Er ist schon der Inder mit den besonderen Kräften. Er geht schon anders. Die Menschen, an denen er vorbeigeht, weichen unwillkürlich zurück; bleiben stehen; starren ihm nach. Was ist das für ein merkwürdiger Mensch!

Ein junger Mann hat immer Hunger

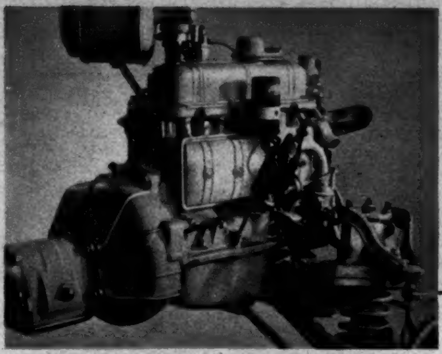
Und dann ist da noch ein junger Mann; der nennt sich Emil Jannings.

Er ist auf eine recht merkwürdige Art zum Filmen gekommen. Er dachte nicht an Kunst, er dachte nur an Geld, denn er hatte keins. Er hatte bloß immerzu Hunger.

Es war 1914. Jannings saß im Café des Westens am Kurfürstendamm. Er aß zu Mittag: wie immer zwei Eier im Glas mit viel Brot. Zwar konnte er sich auch das nicht leisten, aber es war besser, dem roten Richard, so hieß der Kellner, eine Mark schuldig zu bleiben, als zwei Mark. Der rote Richard fragte: „Warum filmen

(FORTSETZUNG AUF SEITE 18)

Mit der Zuverlässigkeit verbündet



Die Zuverlässigkeit selbst: der berühmte 1,5 Ltr. OPEL-Kurzhubmotor. Seine Elastizität, seine Wirtschaftlichkeit und lange Lebensdauer begeistern jeden REKORD-Besitzer.

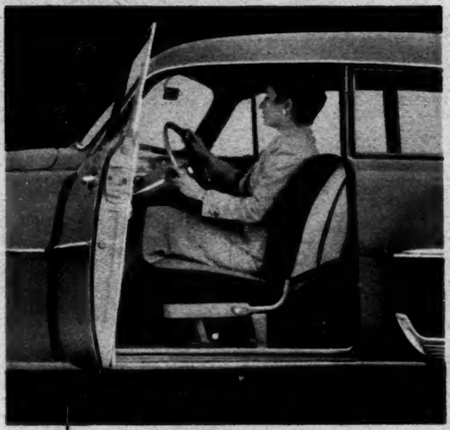
Auf der elegant gestalteten Armaturentafel sind alle Instrumente zweckvoll angeordnet. Man überblickt alles und übersieht nichts.

OPEL OLYMPIA
DM **5 250.-** a.W.

OPEL OLYMPIA REKORD
DM **5 990.-** a.W.

OPEL CARAVAN
DM **6 300.-** a.W.

Jeder OPEL OLYMPIA REKORD beweist es: ausgereifte Technik schenkt ungetrübte Auto-Freuden für lange Zeit. Wer diesen Wagen wählt, schließt ein Bündnis mit der Zuverlässigkeit. Er gewinnt noch mehr Vorteile: Der 1,5 Ltr. OPEL-Kurzhubmotor mit jetzt 45 PS ist langlebig, da besonders verschleißfest. Sein ungewöhnlich günstiger Drehmomentverlauf gibt dem REKORD das lebhafte Temperament, das kraftvolle Beschleunigungsvermögen. Die hohe Sicherheit dieses Wagens beeindruckt. Auf schnurgerader Autobahn oder in scharfer Kurve, beim Überholen oder beim Bremsen – immer und überall spürt man: auf den REKORD ist Verlaß!
Überzeugen Sie sich auf einer Probefahrt! Ein Anruf – und der OPEL-Händler holt Sie gern ab.



Müheloses Lenken und Schalten, bequemes Sitzen, sehr günstige Raumverhältnisse – REKORD-Fahrten bedeuten keine Anstrengung.

Der geräumige Kofferraum im formschönen Heck bietet Platz für viel – und noch mehr Gepäck.

OPEL OLYMPIA REKORD

Jetzt serienmäßig mit schlauchlosen Sicherheitsreifen!

Rücksichtsvolles Fahren ehrt den OPEL-Fahrer

OPEL *der Zuverlässige*

ADAM OPEL AG · RÜSSELSHEIM AM MAIN

Günstige Finanzierungsmöglichkeiten durch unsere ALLGEMEINE FINANZIERUNGSGESELLSCHAFT M. B. H.

Opel-Händler überall · In Europa Vertrieb und Kundendienst durch die Organisation der General Motors

(FORTSETZUNG VON SEITE 16)

Sie eigentlich nicht, wenn Sie Geld brauchen? Ihre Herren Kollegen tun es ja auch. Der kleine Lubitsch verdient gar nicht so schlecht!"

Emil Jannings ist, wie Lubitsch, an Reinhardts Deutschem Theater. Allerdings ist er, zum Unterschied von Lubitsch, ein Schauspieler mit Namen. Er steht zwar noch nicht in der ersten, aber doch in der zweiten Reihe. Filmen? Vergibt er sich damit auch nichts? Was wird Max Reinhardt dazu sagen? Andererseits: Da Reinhardt ihm nur hundertfünfzig Mark zahlt, ist nicht einzusehen, warum er sich nicht noch was dazuverdienen soll. Er klappert also die Büros der Filmgesellschaften ab. Überall notiert man sich seinen Namen. Man wird ihn anrufen, wenn etwas für ihn vorliegt. Im Augenblick liegt leider nichts für ihn vor. Aber gerade im Augenblick braucht Jannings so notwendig ein bißchen Kleingeld. Er will wieder mal richtig zu Abend essen. Man kann nicht ewig von Eiern im Glas leben.

Vorläufig kommt Emil Jannings nicht einmal hinein in die Direktionsbüros der Filmfirmen. Ist am Ende die Filmkonjunktur schon wieder vorbei? Lange kann sie ja nicht dauern, meint Jannings, allerhöchstens ein paar Monate, immerhin, es wäre hübsch gewesen, noch ein paar Mark mitzunehmen. Schon will er aufgeben, da wird er doch noch vorgelassen. Man raunt ihm zu, daß der Chef selbst ihn sprechen will. Der Chef trägt ein Monokel. Er sitzt hinter einem gewaltigen Schreibtisch. Er betrachtet Jannings. Der sieht gar nicht so aus wie ein Schauspieler. Er ist groß, breit, er hat ein gutmütiges Jungensgesicht, fast ein wenig ungehobelt. Das erfreut den Filmgewaltigen. Jannings wird genau das sein, was er braucht. Er nickt ihm zu. Jannings versucht, dem Filmgewaltigen zu imponieren. Er erzählt, daß er am Deutschen Theater engagiert sei. Er läßt den Namen Max Reinhardt fallen, als sei das sein bester Freund. Der Filmgewaltige ist nicht beeindruckt. Er hat offenbar den Namen Max Reinhardt noch nie gehört. Statt dessen erkundigt er sich: „Können Sie turnen?"

Emil Jannings glaubt, nicht recht gehört zu haben: „Ob ich was kann?"

„Turnen, junger Mann. Wenn Sie bei mir arbeiten, müssen Sie turnen können."

Jannings denkt an die Eier im Glas. „Ich bin sogar ein ausgezeichneter Turner!", sagt er.

„Können Sie auch schwimmen?"

„Natürlich. Ich bin ja am Bodensee aufgewachsen. Und Seemann war ich auch!"

„Dann engagiere ich Sie. Für drei Tage. Ich zahle Ihnen pro Aufnahmetag fünfzehn Mark!"

Fünfzehn Mark pro Tag! Das Dreifache seiner Gage bei Reinhardt!

„Und meine Rolle?"

„Bei mir brauchen Sie keine Rollen zu lernen. Seien Sie morgen früh gegen acht Uhr an der Weidendammer Brücke. Tragen Sie graue Hosen und einen Sweater."

Jannings ist am nächsten Morgen um acht Uhr an der Weidendammer Brücke. Ihm ist nicht wohl. Hoffentlich dauern die Aufnahmen nicht zu lange. Er haßt es, sich vor Passanten zur Schau zu stellen, vor allem aber: das Deutsche Theater ist nur ein paar hundert Meter von der Weidendammer Brücke entfernt. Um zehn Uhr werden die Kollegen auf dem Weg zur Probe über die Brücke kommen. Wenn sie ihn sehen ...

Der Mann mit dem Monokel erscheint. Er ist ein wenig geschminkt.

„Ich bin der Detektiv ... ich verfolge Sie bis zur Brücke ..."

Er bezeichnet die Stelle. „Bis hierher! Dann springen Sie über das Geländer ins Wasser."

„Ich soll ...?"

Der Filmgewaltige wird ungeduldig. „Das ist doch ganz einfach."

„Einfach?"

„Sie sagten doch, daß Sie ein guter Turner sind. Und schwimmen können Sie doch auch."

„Ich kann turnen. Ich kann schwimmen. Aber für fünfzehn Mark kann ich nicht runterspringen!"

„Also gut. Zwanzig Mark."

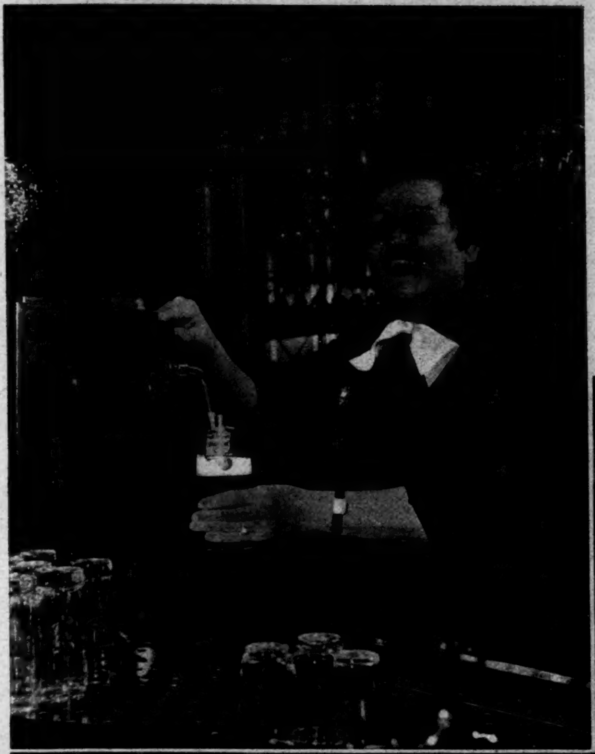
„Nein."

„Fünfundzwanzig."

„Nein. Die Rolle liegt mir nicht!" Jannings geht. Lieber will er weiterhin Eier im Glas essen.

Der Filmgewaltige starrt ihm entgeistert nach. „Man soll eben mit Schauspielern keine Filme machen!" resigniert er.

Emil Jannings — *in unserer heutigen Fortsetzung ist von ihm die Rede — war mit Frau und Tochter von 1925 bis Ende 1929 in Hollywood. Bis auf den heutigen Tag ist Jannings der einzige deutsche Schauspieler, dem der „Oscar" verliehen wurde. Er erhielt ihn für seine Rolle in dem Film „Varieté"*



Ein Helles, Frau Wirtin!

Die freundliche Dreiundsechzigerin hinter der Theke des Restaurants „Zum Heidelberger" in Frankfurts Bockenheimer Landstraße 140 ist Hanni Weisse, einstmals die „Frau mit den schönsten Beinen von Berlin". 1913 drehte sie „Der Andere", den ersten literarischen Film. Sie filmte mit Bassermann und Bonn, mit Schildkraut, Abel, Klöpfer, Steinrück, Alexander, Gebühr, Kastner und Loos — und überlebte sie alle. Das Silvesterbild Anno 1927 zeigt (von links) Liane Haid, Hanni Weisse, Max Hansen, Jenny Jugo und Walter Slezak. Hanni filmte bis 1941. „Dschungel" (mit Sibylle Schmitz) war ihr Abschied von der Flimmerkiste, der sie dreißig Jahre lang gedient hat. Sie heiratete in zweiter Ehe einen Hotelier (ihr erster Mann war 1922 bis 1927 der Filmautor Bobby E. Lüthge) und ist heute Herrin über 22 Mann Personal und vier moderne Verbandskegelbahnen

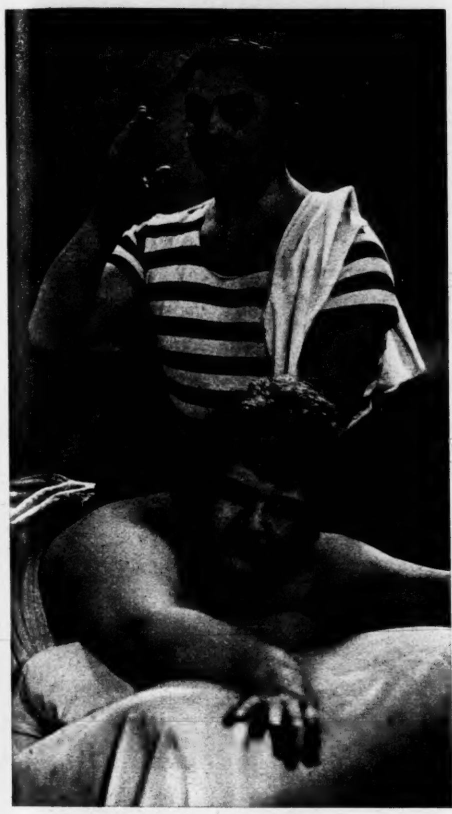
Karriere mit Zwischenfällen

Als Emil noch ganz jung war, als die Familie noch in Rorschach am Bodensee lebte, nahm ihn der Vater und warf ihn ins Wasser. Er sollte schwimmen lernen. „Wer muß, der kann auch!" erklärte der Vater.

Aber man mußte ja nicht unbedingt schwimmen ... Mit dem Theater war das etwas anderes. Theaterspielen mußte er, das wußte Emil Jannings schon mit acht Jahren, als er in St. Gallen den „Freischütz" sah. Das wußte er auch, als er nach dem plötzlichen Tod des Vaters während einer Geschäftsreise nach Amerika auf die Realschule ging — in Görlitz, wohin die Mutter gezogen war.

Warum mußte der junge Emil Theater spielen?

Sein Fall lag ganz anders als der Fall Lubitsch. Der flüchtete ins Theater, um den tristen Alltag zu vergessen, weil er zu häßlich war, weil er selbst nicht an sich glaubte. Emil Jannings strotzte vor Kraft und Unternehmungsgeist, und er zweifelte nicht einen Augenblick an sich selbst. Für ihn war ganz einfach das Theater die beste



Das Fleisch ist schwach . . . *Diese urkomische Szene mit Lydia Poterluna und Reinhold Schünzel stammt aus dem Stummfilm „Großmutter läßt sich verjüngen". Schünzel ging fünfzehn Jahre später, 1938, nach Amerika, kam vor zwei Jahren zurück und filmte wieder in Deutschland*

Gelegenheit, seine Kraft, seinen Unternehmungsgeist zu beweisen. Er mußte auf einem Podium stehen. Die anderen mußten still sein, wenn er redete.

Die Realschule war kein gutes Podium für ihn. Aber das lag wohl an den Lehrern. Emil konnte ganz einfach dem, was sie mitzuteilen hatten, kein Interesse abgewinnen. Lieber studierte er Rollen unter der Bank.

Mit fünfzehn Jahren gestand er der Mutter: „Ich will Schauspieler werden!"

„Das ist doch kein Beruf ...! Ich hatte gedacht, daß du etwas Vernünftiges wirst und mir und deinen Brüdern hilfst."

„Wenn ich nicht Schauspieler werden darf, werde ich Seemann!"

Das war typisch. Auch als Seemann würde er Gelegenheit haben, zu zeigen, wer er war. Auch als Seemann konnte er imponieren — sich selbst und den anderen.

Er wird Seemann. Er hat sich das so vorgestellt, wie das in den Theaterstücken ist, die er gesehen hat. Nun kommt die Enttäuschung. Es gibt weder Indianer, noch Neger, noch Seeräuber auf hoher See. Hingegen müssen unzählige Kartoffeln geschält, und das Deck muß geschrubbt werden. Am Ende des Monats zehn Mark! Damit kann man in den Häfen keinen Staat machen. Manchmal weint er bitterlich in seiner Hängematte. Dann greift er wieder zu den Reklameheften und studiert Rollen. Der Steuermann erwischt ihn dabei, will sich totlachen, wirft die Hefte über Bord.

Nach einem Jahr hat Emil Jannings genug. Wenn schon See, dann See auf dem Theater! Die ist gemalt, da schaukelt es nicht so sehr, und es gibt Indianer und Seeräuber. Vor allem würde auf dem Theater ein Kapitän wie der seine über Bord geworfen werden. Der Steuermann auch. Denn auf dem Theater siegt das Gute und die Bösen müssen verderben.

Erste Rollen

Die Mutter gibt nach. „Also geh zum Theater. Aber Jannings darfst du dich nicht nennen. Ich könnte mich ja nie mehr auf die Straße wagen!"

Emil nennt sich Baumann. Seine erste Rolle: ein Bürger im „Faust". Jannings hat zu sagen:

„Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister! Nun, da er's ist, wird er täglich dreister!"

Der berühmte Adalbert Matkowsky spielt den Faust als Gast. Er kommt erst mit dem letzten Zug aus Berlin an — und nicht ganz nüchtern, Emil ist fasziniert. Mit Matkowsky auf einer Bühne stehen zu dürfen!

Das ist allerdings alles, was er tut. Denn als sein Stichwort kommt, verschlägt es ihm die Rede. Vorüber die Gelegenheit, die vielleicht nicht wiederkehrt! Nicht er hat zu imponieren gewußt. Matkowsky war derjenige, der imponierte. Eine Welt geht für den jungen Emil unter.

„Idiot!" kommentiert der Theaterdirektor. Er will es noch einmal mit ihm probieren. Aber eine so große Rolle wie den Bürger im „Faust" bekommt Emil nicht. Im „Hüttenbesitzer", einem damals sehr beliebten Drama von Georges Ohnet, wirkt er in einer Gesellschaftsszene mit. Jemand fragt ihn etwas; und er sagt „nein"! Das ist alles.

Er beabsichtigt nicht, diese Rolle zu verpatzen. Als sein Stichwort kommt, brüllt er aus Leibeskräften: „NEIN!"

Wenn das den Leuten nicht imponiert!

Es ist das entschiedenste, brutalste Nein, das man im Görlitzer Stadttheater je zu hören bekommen hat. Es ist ein Nein, das die Mitspielenden dermaßen erschreckt, daß die Salondame sich heißen Kaffee in ihren Ausschnitt schüttet und der Bonvivant — übrigens ein Schurke, der am Ende leer ausgeht — sein Monokel fallen läßt.

Es ist ein Nein, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

„Nein! Nein! Nein!" kommentiert der Direktor diesmal. „So geht das nicht." Es geht noch einmal. Emil spielt den Silva im „Egmont". Im „Görlitzer Anzeiger" steht: „Über die Talentlosigkeit des Herrn Baumann als Silva ist kein Wort zu verlieren. Wir möchten ihm den freundschaftlichen Rat geben, in einem bürgerlichen Beruf unterzutauchen ..."

Schmiere

In einer Anzeige im Theaterkurier wird gesucht: „Erster Held und Liebhaber sowie jugendlicher Komiker, Zetteltragen frei, „Goldenes Lamm", Bürgstein bei Haida, Nordböhmen, Direktor Jeschek."

Emil Jannings riskiert eine Postkarte.

Das Dorf Bürgstein liegt drei Kilometer von Haida. Emil trägt ein Paar Ritterstiefel, die 46 Mark gekostet haben, über der Schulter; er hat klirrende Sporen, frisch gewaschene Spitzenkragen und anderen „Fundus" in einer Pappschachtel mitgebracht. Aber die Wirtin will keine Schauspieler als Mieter. Er kommt schließlich bei einem Bauern in einem Bodenverschlag unter — das Bett eine Holzpritsche — für vierzig Kreuzer die Woche. Der Direktor erklärt sofort: man spiele auf Teilung, jeder bekomme nach der Vorstellung einen Teil, der Direktor achtzehn Teile. Während der ersten zwei Monate nimmt Emil ganze sieben Gulden zwölf Kreuzer ein, eine Summe, die er nie vergessen wird.

Emil bekommt eine Rolle. Morgen soll er spielen. Wie? Morgen schon? Wann soll er die Rolle denn lernen?

Der Direktor: „Die Füße in kaltes Wasser und schwarzen Kaffee getrunken!"

Ähnliche Engagements folgen. Emil Jannings spielt in Löbau, in Kosel und Großstrehlitz, in Graudenz, Gardelegen, Gifhorn, Lötzsche und Aurich.

Je mehr Rollen, um so kleiner die Gage, um so größer Hunger und Durst. Er lebt auf Pump, versetzt Sachen, löst sie wieder aus und kämpft ewig um Vorschuß.

Und doch lernt Emil in diesen Jahren mehr, als er auf allen Schauspielschulen der Welt lernen könnte. Er lernt, ohne es richtig zu wissen, daß es beim Theater gar nicht darauf ankommt — Menschen im Zuschauerraum zu imponieren. Gewiß, man muß Kraft haben, man kann gar nicht genug Kraft haben für dieses abenteuerliche

Aus der Sammlung: Seltene und seltsame Trinkgefäße

Ein Vexierkrug
Braunglasierte Keramik
Raeren - um 1700

Immer willkommen!

Wasser möge man seinetwegen in einfachen Tonkrügen auf den Tisch bringen, aber eine so gute Gabe Gottes wie Wein müsse man schon in besseren Gemäßen kredenzen, sagte sich einst irgendein braver Kannenbäcker aus der Lütticher Gegend, dessen Name nicht überliefert ist.

Gold und Silber hatte er zwar nicht, aber eine feine Idee: diesen Zauberkrug nämlich – den Krug mit doppelten Wänden! Aus diesem „leeren" Krug konnte der pfiffige Bursche fünf oder sechs Gläser voll Wein füllen und den Leuten allerlei Spaß und viel Freude bereiten! Denn ein Glas Wein vom Rhein schmeckt immer – genau so, wie ein Gläs'chen Asbach Uralt aus Rüdesheim immer willkommen ist! Zwiefach willkommen! Weil dieser große Deutsche Weinbrand mit dem sanften Feuer und der vollen Blume sowohl den Gaumen entzückt, als auch die Zunge löst – und den Witz entzündet ...

Asbach Uralt

In jedem Glase Asbach Uralt ist der Geist des Weines!

Leben, das einen zwingt, jeden Abend eine andere Rolle zu spielen.

Im „Tell" spielt Emil drei Rollen: Geßler, den alten Attinghausen und Baumgarten. In den „Räubern" spielt er den Karl und Franz Moor, rasantes Umschminken alle paar Minuten. „Schiller wußte schon, was er machte, als er Karl und Franz nie zusammen auftreten ließ", sagte der Direktor befriedigt.

Eines Tages liest Emil eine Annonce. „Erster Heldenvater gesucht, Stadttheater Glogau. Gage 150 Mark." In Glogau stellt er sich im Direktionsbüro vor. „Wenn ich vielleicht noch um einen kleinen Vorschuß bitten dürfte . . ."

Er beendet den Satz nicht. Denn plötzlich stürzt sich eine Riesendogge auf ihn und knurrt ihn böse an. Der Direktor erklärt dem erschreckten Heldenvater, der ganze zweiundzwanzig Jahre alt ist: „Sie heißt nämlich Vorschuß. Und sie kann es gar nicht leiden, wenn man sie beim Namen nennt."

Emil filmt

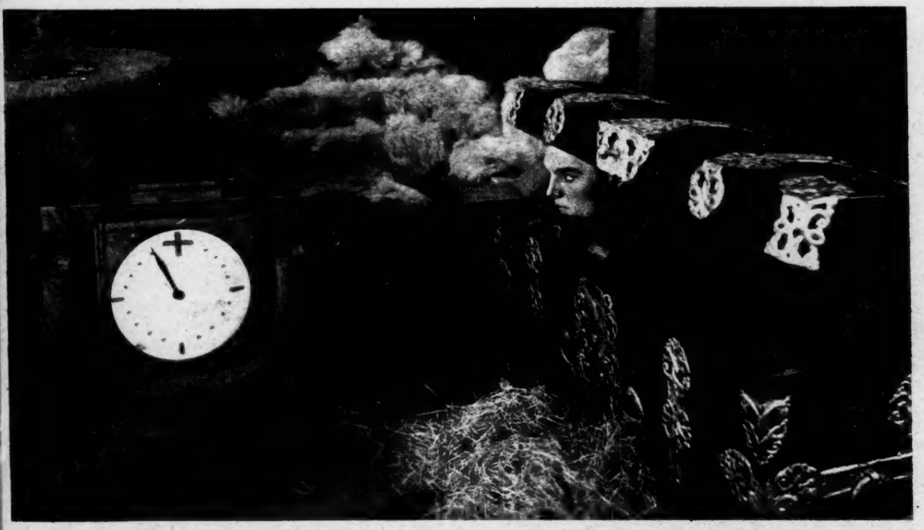
So geht es sieben Jahre lang. Schließlich kommt Emil Jannings in die größeren Städte: Halle, Stettin, Bonn, Nürnberg. In Nürnberg lernt er Werner Krauss kennen, der sein bester Freund wird. Krauss, 1913 von Reinhardt nach Berlin geholt, ist es auch, der Jannings empfiehlt. Jannings wird engagiert. Die Ehre ist groß, die Gage ist klein.

Und da sind wir wieder im Café des Westens, wo Emil Jannings die zwei Eier im Glas verzehrt und vom roten Richard den Rat bekommt: „Filmen Sie doch! Die anderen tun es auch."

Das Abenteuer an der Weidendammer Brücke hat seine Begeisterung für den Film nicht gerade verstärkt. Wie kann man überhaupt filmen? Wenn das verfluchte Geld nicht wäre . . . Aber das verfluchte Geld ist nun mal . . . Also läßt sich Emil Jannings wieder einmal herbei, bei den Filmleuten vorzusprechen. Diesmal engagiert ihn Messter, der Entdecker Henny Portens. Er weiß von seiner Tätigkeit am Deutschen Theater und bietet ihm vierzig Mark pro Tag.

Zwei Tage dauert die Arbeit, denn Jannings ist der Hauptdarsteller des Films. Als er nachher den Film bei der Probevorführung sieht, stürzt er entsetzt aus dem Raum. Ist er das wirklich? Ist das sein Gang? Sind das seine Hände, die da in der Luft herumfuchteln? Seine Augen, die so finster rollen?

Schloß Windsor in Berlin-Tempelhof *ist das filmarchitektonische Meisterwerk des Baumeisters Professor Poelzig für den Film „Anna Boleyn", 1920. Poelzig baute den Londoner Tower und die 28 Meter hohe Westminster Abtei mit 300 Skulpturen im Freigelände auf. Emil Jannings — nun bereits Ufa-Star — spielt den englischen König Heinrich VIII. Henny Porten ist Anna Boleyn. Als eines schönen Drehtages der Reichspräsident Ebert zu Besuch kommt und versehentlich vor die Kamera gerät, schiebt ihn Regisseur Ernst Lubitsch, der den hohen Gast für einen im Wege stehenden Komparsen hält, unwillig zur Seite und stößt ihm dabei den Hut vom Kopf. Jannings bückt sich und spricht zu Ebert die beinahe historisch gewordenen Worte: „Wenn schon das Volk außer Rand und Band gerät, so haben wir Majestäten um so mehr die Gesetze der internationalen Höflichkeit zu wahren!"*



Der Mann in der Kiste *ist ein Spitzel. Wenn der Zeiger des Apparats auf das Kreuz springt, dann knallt's, und ein Tresor wird seine stählerne Pforte öffnen. Harry Frank, Trude Hoffmann, Carl Conrad und Paul Maiong spielen mit. Franz Schroedter schuf die Dekorationen. Er ist heute einer der maßgebenden Werbeleute beim Volkswagenwerk in Wolfsburg. („Der Spitzel" wurde 1920 gedreht)*

Es folgen wieder ein paar Wochen Eier im Glas.

Aber die Filmbranche findet Emil offenbar nicht so schrecklich, wie er sich selbst findet. Man macht ihm Angebote über Angebote. Und schließlich findet sich eine Kompromißlösung: er braucht ja nicht die Filme zu sehen, in denen er spielt.

Er spielt 1914 „Im Banne der Leidenschaft"; 1915 „Die Ehe der Luise Rohrbach" mit Henny Porten; „Nächte des Grauens" und „Wenn vier dasselbe tun". In diesem letzteren Film ist er der Partner von Ossi Oswalda, und Ernst Lubitsch ist sein Regisseur.

Es folgen „Vendetta" und „Die Augen der Mumie Ma".

Die „Mumie Ma" — Jannings spielt einen finsteren Araber, der schnell mit dem Dolch bei der Hand ist und zuletzt nicht nur Pola Negri, sondern auch sich selbst umbringt — wird ein Riesenerfolg.

„Hätte ich Ihnen gleich sagen können", sagt Davidsohn zu Lubitsch. „Sie sind der geborene Regisseur für tragische Filme!" — Lubitsch dreht „Carmen" mit Pola Negri und Harry Liedtke. Das ist bereits die zehnte Verfilmung dieses dankbaren Stoffes.

Davidsohn schlägt Lubitsch daraufhin vor: „Kommen Sie morgen in mein Büro. Wir machen einen neuen Vertrag!"

„Nicht den Vertrag, den Sie sich vorstellen."

Die Sache ist nämlich die: Lubitsch ist trotz des großen Erfolges seiner ersten Filme mit der Negri, Liedtke und Jannings nicht überzeugt davon, daß er der richtige Mann für diese Art Filme ist. „Eines Tages werden die Leute es merken und auch lachen. Ich habe mich als Kommis Blumentopf wohler gefühlt . . . Ich werde also Tragödien drehen — aber nur, wenn Sie mich meine Lustspiele weitermachen lassen. Sicher ist sicher . . ."

Und dann steht er wieder im Atelier und dreht mit Ossi Oswalda „Die Austernprinzessin".

Das ist ein Film um eine junge, millionenschwere Amerikanerin. Der Palast ihres Vaters stellt alles bisher im Film Gezeigte in den Schatten. Wenn Ossi spazieren fährt, benutzt sie einen Wagen mit fünfzehn Pferden. Ihre Kleider kosten die Ufa ein kleines Vermögen. Bei dem Hochzeitsdiner wirken zweihundert Berufskellner mit — hinter jedem Gast stehen drei. Es wird von dem teuersten Porzellan gegessen. Der Film wird ein Riesenerfolg — obwohl Deutschland hungert. Vielleicht gerade deshalb?

*

Paul Davidsohn steht vor dem Aufsichtsrat der Ufa und referiert. Man hat sich im Restaurant Horcher getroffen, wo man auch jetzt in der Hungerzeit ausgezeichnet speist. Man sitzt in einem Extrazimmer bei Kaffee, französischem Kognak und Zigarren. Paul Davidsohn also berichtet:

„Die ‚Austernprinzessin' ist ein Riesenerfolg. Die Theaterbesitzer reißen uns den Film aus der Hand. Wir können gar nicht so viele Kopien herstellen, wie nötig wären, um den Markt zu befriedigen. Das beweist, meine Herren, daß das Publikum den großen Film wünscht. Groß — in jedem Sinn. Er muß lang sein, er muß viele Rollen haben. Kostspielige Dekorationen, Komparsen . . ."

Davidsohn wird spezifischer. Er spricht von Millionen. Zum erstenmal gibt es so

Auf das Konto dieser beiden *kommen die meisten Lachtränen, die das Kinopublikum je vergossen hat. Hier ist Adele Sandrock bereits die „komische Alte" und Ralph Arthur Roberts ist der Schwerenöter mit den aristokratischen Allüren. Als sie starben – die Sandrock 1937, Roberts 1940 – verlor der Film zwei seiner größten Charakterkomiker*

Das ist keine Starpose, *aber Gitta Alpar, der Revue-Star des Metropol-Theaters, mochte keine zudringlichen Pressefotografen leiden, die ihr vor dem Bühneneingang auflauerten. Erst 1932 kam Gitta zum Film und heiratete Gustav Fröhlich. Die Ehe dauerte bis 1934. Heute gibt die 51jährige in Amerika Gesangunterricht. Ihre Tochter ist 21*

etwas wie eine Reaktion. Die Herren ziehen besorgt die Augenbrauen hoch. Sie hüsteln. Die Asche fällt von ihren Zigarren. Davidsohn macht eine beschwichtigende Handbewegung.

„Keine Angst, meine Herren, die Millionen werden wieder hereinkommen — doppelt und dreifach."

Was plant Davidsohn? Natürlich wieder einen Film, den Ernst Lubitsch inszenieren soll. Der Stoff: Madame Dubarry, die allmächtige Geliebte Ludwigs XV. Ihr ganzes Leben soll gezeigt werden. Wie sie als

„Die Liebe, meine Herrschaften", *deklamierte der Kinoerklärer an dieser Stelle, „is eene Himmelsmacht, und hier sehn Se wieda mal, wat se allet zustande bringt. Ende der Vorstellung; jrüne Billjetter linker Ausjang ..." (Pola Negri und Harry Liedtke in einem 1919 gedrehten Schmachtfetzen)*

kleine Hutmacherin startete, wie sie die Gunst eines Aristokraten, dann des Königs erwarb, Karriere machte, wie sie den König und durch ihn Frankreich beherrschte; wie sie schließlich vor das Revolutionstribunal kam und auf die Guillotine.

Die Herren vom Aufsichtsrat wissen wenig von Madame Dubarry. Aber von der Französischen Revolution wissen sie etwas. Sie sind besorgt. Ist das nicht ein gewagter Stoff in dieser Zeit? Der Krieg ist zu Ende. Die Revolution hat gesiegt, das heißt, Deutschland ist Republik geworden. Wenn die Revolution auch bis jetzt unblutig war — keinem der ehemaligen Fürsten ist auch nur ein Haar gekrümmt worden —, ist doch noch nicht aller Tage Abend. Ständig ziehen Demonstranten durch Berlin. Die eben erst gegründete Kommunistische Partei oder wie sie damals heißt: der Spartakusbund, versucht, die Revolution offen zu treiben. Es wird geschossen — die ersten Schüsse, die Berlin nach einem mehr als vierjährigen Krieg zu hören bekommt.

Stimmen werden laut. „Halten Sie das für richtig, Herr Davidsohn, gerade in diesem Augenblick ... ?"

„Ermuntern wir nicht die Leute in ihren revolutionären Bestrebungen ... ?"

„Die Guillotine! Das hat uns gerade noch gefehlt!"

„Lassen Sie Lubitsch machen!" beschwichtigt Davidsohn. Aber er selbst ist nicht so sicher, wie er tut. Er macht sich zwar keine Sorgen darüber, ob der Film am Ende den Kommunisten zum Siege verhelfen könnte — bis der Film herauskommt, werden ja noch ein paar Monate vergehen. Viel dringlicher: kann der Film überhaupt gedreht werden? Der Winter 1918/19 läßt sich schlimmer an als irgendein Kriegswinter vorher. Berlin friert; es gibt nicht genug Kohlen. Berlin sitzt im Dunkeln, es gibt nicht genug Strom. Berlin hungert. Und ausgerechnet in einem solchen Augenblick soll der „größte Film aller Zeiten" gedreht werden.

Wird es klappen?

IN DER NÄCHSTEN WOCHE:
Emil Jannings bettelt um die große Chance — Treppenwitz der Weltgeschichte — Komparsen haben Hunger

512

Eine sichere Zukunft ist das Glück der Familie

Für ein schönes, sorgenfreies Leben der Seinen arbeitet der Mann. Um die Erfüllung vieler Wünsche und die Zukunft ihrer Lieben sorgt sich die Mutter und Hausfrau. Besonders gesicherte Rücklagen zu schaffen, die in dringenden Fällen auch sofort zur Verfügung stehen, ist der Wunsch jeder Familie, die ihr Streben nach Ordnung und Wohlstand durch überlegtes Sparen verwirklichen will.

Pfandbriefe und Kommunalobligationen sind Wertpapiere mit verbriefter Sicherheit. Pfandbriefe sind durch Grundstücke und Gebäude, Kommunalobligationen durch das Vermögen und die Steuerkraft von Städten und Gemeinden gesichert. Sie haben deshalb einen stabilen Wert. Bei einem Zinssatz von 5½—6% geben sie einen hohen Ertrag. Sie sind jederzeit verwertbar. Ihr Besitz gibt Vertrauen in die Zukunft.

Verbriefte PFANDBRIEF UND KOMMUNALOBLIGATION **Sicherheit**

PFANDBRIEF UND KOMMUNALOBLIGATION

Pfandbriefe und Kommunalobligationen gibt es in Werten von DM 100,– und höher bei allen Banken und Sparkassen.

besonders gesichert
hoch verzinslich
stets verwertbar

William Woodward *hat von seinem Vater ein Millionenvermögen geerbt. Er lebte ausschließlich seinen Passionen, bis er von seiner Frau - versehentlich? - erschossen wurde*

Das Todeszimmer *mit dem Blutfleck auf dem Teppich. William Woodward stand unbekleidet in der Tür seines Schlafzimmers, die auf einen Gang hinausführt. Es war nachts zwei Uhr, in keinem der Räume brannte Licht. Seine Frau Ann hielt ihn für einen Einbrecher und schoß*

Nur dieser schmale Gang *trennte das Ehepaar in der verhängnisvollen Nacht. Ann stand rechts in der Tür ihres Schlafzimmers, ihr Mann stand in der gegenüberliegenden Tür. Ann schoß ohne Warnung. Der erste Schuß ging in den Türrahmen, der zweite traf Woodward in den Kopf*

Anns Schla[...]mer *wurde noch [...] sucht. Das Bet[...] zerwühlt, die Tür z[...] lag unordentli[...]rum. Ann gibt an, [...] habe sie gew[...] Mit dem Gewehr[...]*

Millionärsgattin Ann Woodward schoß und tötete ihren Mann

War der Tod im Hause Woodwa[...] wirkl[...]

„Playhouse" nennen die Woodwards ihre Villa an der Oyster-Bay in Long Island. Playhouse heißt Schauspielhaus.

Diese Villa hat zu ebener Erde einen Gang, etwa vier Meter breit und mit einem dicken Teppich belegt. Links und rechts des Ganges, einander genau gegenüber, sind zwei Türen. Sie führen zu den getrennten Schlafzimmern von Ann und William Woodward.

In der Tür ihres Schlafzimmers steht Ann. Sie hält eine Doppelbüchse in der Hand. Es ist ein teures englisches Jagdgewehr, mit dem sie in Indien Tiger und Leoparden erlegt hat.

In der Tür seines Schlafzimmers, nur vier Meter von Ann entfernt, steht ihr Mann Bill. Er ist splitterfasernackt. Waffenlos. Seine Hände sind leer.

Ann Woodword trägt ein duftiges Negligé über einem hauchdünnen seidenen Nachthemd. Sonderbarerweise hat die New Yorker Öffentlichkeit Anns bezaubernde, gertenschlanke Figur, ihre strahlende Schönheit und das edle Gesicht mit den klaren Augen vor Jahren in einem ähnlichen Aufzug bewundern können. Auf den Farbfotos in den teuren Modejournalen. Denn bevor Ann die Gattin des Marineleutnants William Woodward wird, war sie Mannequin für feine Damenwäsche, Fotomodell, Radiosprecherin und endlich Schauspielerin.

Angeline Lucille Crowell, die Tochter eines verschuldeten Farmers in Hugoton, Kansas, kommt als Fünfzehnjährige nach Kansas City. Ungelenk, hoch aufgeschossen, durchaus noch nicht hübsch. Sie lebt mit der Mutter, die geschieden ist, ein Taxiunternehmen führt und sich und das Mädel recht und schlecht ernährt. Angeline wird Verkäuferin in einem Department-Store — einem Kaufhaus für alles. Man nennt sie Ann. Sie entwickelt sich schnell und wird bildhübsch. Der Besitser des Warenhauses läßt sie jetzt Kleider vorführen. Ein New Yorker Agent für Mannequins entdeckt sie und bringt sie in die große Stadt. Mannequin für Damenwäsche. In einer Woche muß sie bei Tag mehr Nachthemden und Negligés anziehen, als andere Frauen in zehn Jahren.

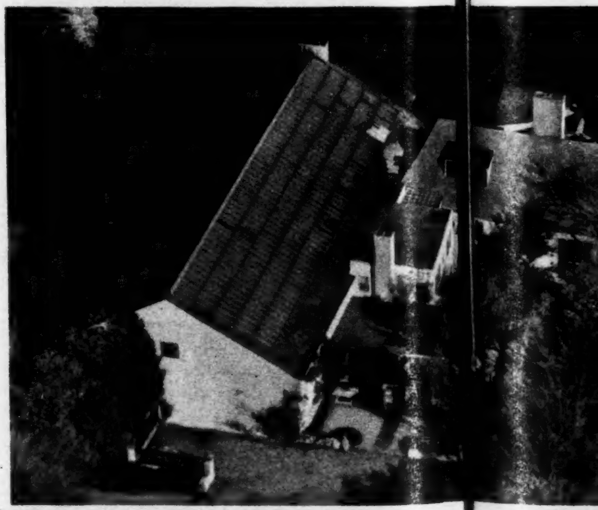
Aber Ann ist nicht nur eine auffallende Schönheit, sie ist auch begabt und ehrgeizig. Sie kann tanzen und sprechen. Nennt sich Ann Eden. Wird Chorgirl und spricht einem Radio-Regisseur vor. Wird für eine große Rolle in einer sogenannten „Soap Opera" engagiert — das ist ein monatelang spielendes Rundfunkdrama, das täglich viertelstundenweise läuft und von einer der großen Seifenfirmen finanziert wird. Sie tritt in kleinen Rollen am Broadway auf, als Tänzerin in Revuen, als Episodistin in Rundfunkdramen. Es ist Krieg. In dem berühmten Nachtlokal „Copacabana" ist sie eine von acht tanzenden Katzen, die ein bißchen Tigerfell und sehr viel eigene Haut rhythmisch zur Schau stellen. An einem Tisch in der ersten Reihe vor dem Parkett sitzt William Woodward, Marinefähnrich, groß, sportlich, elegant, ledig. Ein Millionenerbe, mit dem seine Familie andere Pläne hat; er aber verliebt sich in die Tigerkatze Ann. Zwei Wochen später soll er auf dem Flugzeug-Mutterschiff „Liscome Bay" zu gefährlicher Mission ausfahren. Er wirbt stürmisch um Ann. Er gefällt ihr gut. Zwölf Tage später sind sie Mann und Frau. Ann ist nun eine Woodward.

Die Woodwards gehören zu den oberen Vierhundert — das sind die Reichsten der Reichen Amerikas, die ihren Überfluß, wenn man so sagen kann, bescheiden zur Schau tragen und ihre bevorzugte Stellung in der Gesellschaft mit Würde und Kultur zu behaupten suchen.

Ann Woodward aber versteht es, ihren Bill zu dem anderen Kreis zu ziehen, den man „Café Society" nennt. Seine Mitglieder zählen zu der zweiten Spielart des goldenen Dschungels. Sie zeigen laut und unmißverständlich, wie unerschöpflich ihre Bankkonten sind und lassen ihre Jachten, Spielplätze, Autos, Toiletten, Reisen und „Parties" in zahllosen Fotos, Anekdoten und Berichten der Tagesblätter und Zeitschriften schildern.

Die Reichen der alte Schule sind gegen Publizität. Ihr Name soll nur dreimal im Druck erscheinen. In der Geburtsanzeige, in der Vermählungsnachricht und im Nachruf.

Ann und Bill und deren Freunde, von denen ein gutes Dutzend hier an der Oyster Bay — der Volksmund nennt sie „Goldküste" — ihre Villen hat, können nie genug Bilder und Artikel über sich selbst sehen und lesen. Ann und William Woodward bei der Hochzeit Ali Khans ... Ann Woodward, strahlend schön, beim Ball des Marquis de Cuevas in Biarritz ... Ann Woodward mit einem erlegten Tiger als Gast eines Maharadschas ...



„Playhouse" nannten die Woodwards ihre Villa. Playh[...] heißt Schausp[...]

Und dann kommt die „Nashua"-Periode. Ann und Bill sind wahrlich Lieblinge der Götter. Eines der Pferde seines vom Vater geerbten Rennstalls, das Wunderpferd „Nashua", gewinnt ein Rennen nach dem anderen. Bringt fast eine Million an Preisen ein. Und jedesmal, wenn die Fernsehkameras „Nashua" im „Siegerzirkel" zeigen, sieht man die strahlenden Gesichter von Ann und Bill Woodward. Bill hofft, in der kommenden Saison den Weltrekord eines anderen Pferdes, nämlich „Citations", das 1 085 000 Dollar gewann, mit „Nashua" zu brechen.

Aber dazu kommt es nicht. Ann zieht den Hahn ihrer Doppelbüchse ab. Einmal. Dann ein zweitesmal. Der erste Schuß geht in die

Tür. Der [...] zige Sc[...] Büchse, s[...] und zerr[...] Bills, der [...] nes Zimm[...] Blei drin[...] Nach hin[...] schen Te[...] reicht. U[...] eine neu[...] Rot ...

Jetzt is[...] Schaltbre[...] lagher i[...] glüht ein[...]

„Welch[...] fragt sie [...]

Aber [...] Hilferufe [...] Frau, unv[...]

Jäh fäl[...] her ab. [...] Leitung i[...] schehen [...] ten, ehe[...] kommt. [...] ohne Zö[...] Bay Cov[...] ruft sie z[...]

„In de[...] siert!"

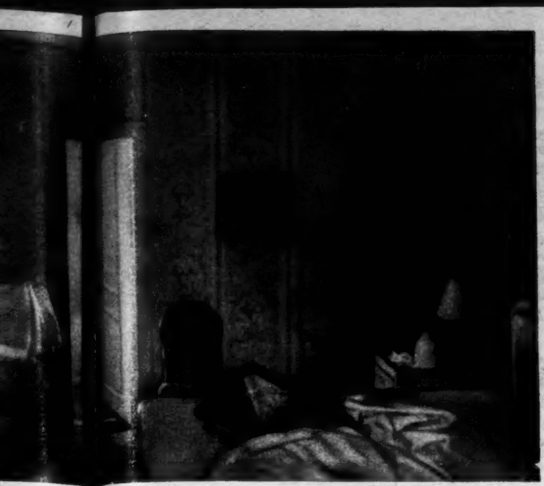
„Ich [...] lautet d[...]

Zwei [...] stin Gla[...] Anruf.

„Schn[...] Himmel[...] Männe[...]

Sie v[...] meldet [...]

„Hier[...] erregte[...] Cinera[...] Leutna[...] Villa! [...] hört. [...]



…nns Schla…mmer wurde noch in der gleichen Nacht genau unter-… cht. Das Bet… zerwühlt, die Tür zum Badezimmer stand offen, Wäsche… g unordentli… ...um. Ann gibt an, geschlafen zu haben. Ein Geräusch …be sie gew… Mit dem Gewehr im Anschlag öffnete sie die Tür

Als Mannequin, *Rundfunksprecherin und Revuetänzerin verdiente Ann ihr Geld, bevor sie während des Krieges den verwöhnten Millionärssohn W. Woodward kennenlernte und heiratete*

Sieben suchen ihren Mörder

Geheimnistode im goldenen Dschungel
Ein Bericht von Kurt Juhn (New York)

…war wirklich nur ein Unglücksfall?

Tür. Der zweite findet sein Ziel. 325 winzige Schrotkügelchen entweichen der Büchse, sprengen die dünne Metallhülse und zerreißen die rechte Gesichtshälfte Bills, der ihr gegenüber im Türrahmen seines Zimmers steht. Ein paar Körnchen Blei dringen ins Hirn. Er stürzt zu Boden. Nach hinten. Auf den dicken orientalischen Teppich, der von Wand zu Wand reicht. Und der kostbare Teppich erhält eine neue Färbung. Ein dunkles, tiefes Rot …

*

Jetzt ist es zwei Uhr acht Minuten. Am Schaltbrett der Telefonistin Gertrud Gallagher im Telefonamt von Oyster Bay glüht ein Lämpchen auf.

„Welche Nummer wünschen Sie, bitte?" fragt sie verschlafen.

Aber statt einer Antwort hört sie nur Hilferufe einer hysterisch schluchzenden Frau, unverständliche Worte.

Jäh fällt der Schlaf von Gertrud Gallagher ab. Sie weiß, am anderen Ende der Leitung ist jemand, dem Entsetzliches geschehen sein muß. Aber es dauert Minuten, ehe sie eine richtige Antwort bekommt. Dann schaltet sie sich schnell und ohne Zögern zur Polizeistation von Oyster Bay Cove ein. Dem Beamten vom Dienst ruft sie zu:

„In der Woodward-Villa ist etwas passiert!"

…re Villa. Playh…se heißt Schauspielhaus. Hier vollzog sich das Drama

„Ich schicke eine Autopatrouille hin!" lautet die sachliche Antwort.

Zwei Minuten später hat die Telefonistin Gladys Francis im gleichen Amt einen Anruf.

„Schnell, Fräulein, die Polizei! Um Himmels willen, schnell!" ruft eine erregte Männerstimme.

Sie verbindet. Sie hört zu. Die Polizei meldet sich.

„Hier spricht Stephan Smith", sagt die erregte Stimme. „Der Nachtwächter vom Cinerama-Laboratorium. Sie wissen, Leutnant, gleich neben der Woodward-Villa! Ich habe aus der Villa Schüsse gehört. Und dann später habe ich Mrs. Woodward schreien gehört. Dort muß etwas Schreckliches geschehen sein!"

„Polizei ist unterwegs!" sagt der Beamte vom Dienst. „Halten Sie indessen die Augen offen! Sie wissen, daß in den letzten Wochen Einbrüche aus dem Distrikt gemeldet wurden!"

*

Leutnant Charles Russel Haff und Polizist Henry Cormier haben per Radiotelefon Befehl erhalten, zum Woodward-Haus zu fahren. Sie sausen durch die Regennacht. Sieben Minuten später sind sie zur Stelle. Ein Mann mit einer elektrischen Blendlaterne läuft ihnen entgegen. Der Nachtwächter Stephen Smith.

„Mrs. Woodward schreit um Hilfe!" meldet er. „Aber ich kann nicht ins Haus. Die Tür geht nicht auf. Mrs. Woodward kann auch von innen nicht öffnen —"

„Wir werden ein Fenster eindrücken", sagt Leutnant Haff kurz entschlossen..

Die Männer eilen zum Haus. Eine Glasscheibe wird eingedrückt. Haff, Cormier und Smith dringen ins Haus. Sie müssen nicht weit gehen. Sie sehen links die offene Tür, die in Bill Woodwards Schlafzimmer führt — da finden sie eine schreiende, vor Entsetzen fast um ihre Sinne gebrachte Frau im Negligé über den nackten Körper eines Mannes gebeugt. Sie küßt ihn. Sie schüttelt ihn. Sie schreit:

„Ich selbst hab's getan! Ich selbst! O mein Gott! O mein Gott!" Sie starrt Leutnant Haff an, der sanft versucht, sie aufzurichten.

„Frau Woodward", sagt er, „wer ist der Tote?"

„Mein Mann!" schreit sie. „Bill! Bill! Ich habe geglaubt, es ist ein Einbrecher!"

Leutnant Haff greift nach der leblosen Hand — und gleichzeitig hat er zum erstenmal volle Sicht auf Woodwards Kopf. Und er weiß, hier kann kein Arzt mehr helfen. Er wendet sich zu Cormier.

„Henry", sagt er, „ruf die Polizeistation an. Ein Arzt muß her. Und sag auch, man soll Chefdetektiv Pinnell verständigen. Und den Staatsanwalt!"

Cormier telefoniert.

Smith hält einen Pudel, der aufgeregt herumgelaufen ist, fest.

„Nehmen Sie den Hund in die Küche, Smith!" ordnet Haff an. „Und bleiben Sie dort! Bewachen Sie die Tür, die dort ins Freie führt!"

Smith gehorcht. Haff wendet sich zu Ann. „Frau Woodward", sagt er sachlich, „hier ist doch Licht! Sie müssen doch gesehen haben, auf wen Sie schießen!"

Sie schüttelt den Kopf. Schluchzend, stockend antwortet sie:

„Nein — es war dunkel — später erst habe ich Licht gemacht —"

„Waren Sie in Ihrem Zimmer?"

„Ja — auf der anderen Seite des Ganges. Ich wurde durch unseren Pudel geweckt. Sloppy hat gebellt."

„Und dann?"

„Dann knipste ich ein ganz schwaches Nachtlämpchen an und griff nach dem Gewehr!"

„Sie haben ein Gewehr bei der Hand gehabt?"

„Natürlich! Bill selbst hat mir die Waffe ausgesucht, als wir von den Einbrüchen in der Umgebung hörten. Ich habe schrecklich Angst gehabt. Er hat auch mit der Polizei gesprochen."

„Ich weiß, Frau Woodward. Ich selbst habe erst nachmittags mit Ihrem Mann darüber gesprochen. Sie haben also den Hund bellen gehört, ein kleines Licht angeknipst, sind aufgestanden und haben das Gewehr zur Hand genommen …"

„Ich bin zur Tür gegangen, habe sie aufgemacht — — und in diesem Augenblick sah ich im Dunkeln eine Gestalt im Gang. Ich — ich — habe angelegt und auf die Gestalt geschossen!"

„Wie oft?"

„Zweimal! Und nach dem zweiten Schuß — war mir plötzlich klar, was ich getan habe …"

Ihre Stimme bricht ab und geht dann in lautes Schluchzen über. Ihr Gesicht ist tränenüberströmt. Leutnant Haff führt sie mitleidig zu einem Lehnstuhl und setzt sie fürsorglich hinein.

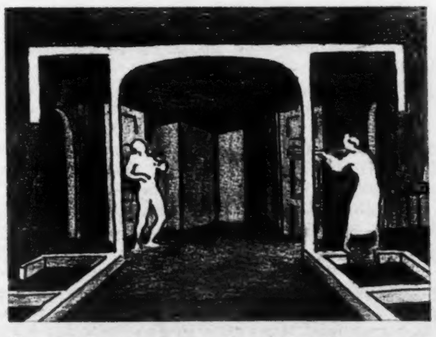
„Mein Gott", flüstert sie, „wenn man nur nicht die Buben weckt! Jimmy und Billy schlafen oben — im ersten Stock!"

„Wenn die Jungen von den Schüssen nicht aufgewacht sind", erwidert Haff beruhigend, „dann werden wir sie gewiß nicht wecken! Wann hat der Hund gebellt, Frau Woodward? Erinnern Sie sich?"

Ann erinnert sich nicht.

„Nein — ich war ein bißchen schlaftrunken." Sie überlegt. „Ich weiß, daß wir erst gegen ein Uhr nachts nach Hause gekommen sind, Leutnant. Wir waren bei der Party, die Mrs. Baker zu Ehren der Herzogin von Windsor gegeben hat."

Leutnant Haff nickt. Die Polizei von Oyster Bay ist über solche Dinge selbstverständlich informiert. Denn bei der „kleinen" Gesellschaft Mrs. George Bakers — einer der reichsten Frauen Amerikas — waren zwar nur etwa sech-



Tragischer Irrtum oder Mord? *Vor dieser Frage stand die Kriminalpolizei. Entsprechend den Aussagen Anns wurde der tragische Vorfall skizziert*

Die Woodwards Söhne *James (7) und William (11) schliefen im ersten Stock und hörten nichts von dem Drama, das sich unten im Parterre abspielte*

zig Gäste geladen — aber der Schmuck der anwesenden Damen war wertvoll genug, um jeden Juwelier der Fifth Avenue vor Neid erblassen zu machen.

Die Antworten, die Ann gibt, kommen nur stoßweise, unter Schluchzen aus ihrem Mund. Sie macht einen erbärmlichen Eindruck. Als müßte sie alle Kraft zusammennehmen, um überhaupt sprechen zu können.

Von draußen hört man einige Autos vorfahren. Aus den Wagen eilen einige Männer mit hochgestellten Kragen ins Haus. Es sind Staatsanwalt Frank Gulotta, Inspektor Stuyvesant Pinnell, der Chef des Detektivkorps vom Bezirk Nassau, in dem Oyster Bay liegt, und ein Arzt, den man aus dem Schlaf gerissen hat, Dr. Maurice Moore. Ihm folgen zwei Detektive.

Dr. Moore beugt sich zu dem mit dem Gesicht nach unten liegenden William Woodward nieder. Es dauert nur zwanzig Sekunden, dann erklärt er ihn tot und fügt hinzu:

„Meiner Ansicht nach hat er nach dem Schuß keine halbe Sekunde gelebt."

Ann stößt einen unterdrückten Schrei aus und beginnt wieder zu weinen. Dr. Moore kümmert sich um sie. Er hält ein weiteres Verhör mit Ann augenblicklich für ausgeschlossen. Er fragt sie, wer ihr Hausarzt ist.

Dr. Moore sucht umständlich die Nummer aus dem Telefonbuch, läßt sich dann verbinden. Es dauert eine Weile, ehe er den Hausarzt der Woodwards an den Apparat bekommt.

„Inspektor", sagt Dr. Moore dann, „Frau Woodwards Arzt meint, ich sollte ihr ein Beruhigungsmittel injizieren. Der Schock, den sie erlitten hat, ist gefährlich. Wie denken Sie darüber?"

Pinell berät sich mit dem Staatsanwalt. Dieser sagt endlich.

„Ich glaube, das wäre das beste, Dr. Moore. Wir werden Frau Woodward natürlich mit Fragen verschonen, solange sie in diesem Zustand ist. Auch ist ja die Sachlage ziemlich klar. Es war uns bekannt, daß in der letzten Zeit Einbrüche in dieser Gegend verübt wurden. Woodward selbst hat gestern und vorgestern gemeldet, daß jemand versucht hat, ins Badehaus einzudringen. Wir haben keinen Anlaß, Frau Woodwards Angaben zu bezweifeln. Ein unglücklicher, entsetzlicher Irrtum. Sie hielt ihren Mann für einen Einbrecher ..."

Dr. Moore hat indessen eine Spritze zurechtgemacht. Er schiebt die weiten Ärmel des Nachthemds und des Negligés zurück, reibt eine Hautstelle mit einem alkoholgetränkten Wattebausch und versenkt dann die Nadel in Anns Oberarm. Dann führt er sie mit Hilfe eines Detektivs in ihr Zimmer, legt sie aufs Bett.

Inspektor Pinnell läßt jetzt den Nachtwächter aus der Küche rufen.

„Wo waren Sie, als Sie die Detonationen hörten?"

„Nebenan, im Cinerama-Laboratorium. Ich habe mir sofort gedacht, daß es sich um einen Einbruch handelt. Man spricht ja davon, daß ein Mann gesucht wird, der die Gegend unsicher macht ..."

„Es waren zwei Schüsse?"

„Ja, zwei."

„Laute Schüsse?"

„Sehr laute Schüsse!"

Pinnell nimmt das englische Jagdgewehr zur Hand, aus dem die Schüsse kamen.

„Ja — die Schüsse müssen sehr laut gewesen sein. Hmm. Und was machten Sie dann, Smith?"

„Ich nahm die Blendlaterne und lief zum Haus!"

„Was sahen Sie?"

„Zuerst nichts —, außer Licht in Herrn Woodwards Schlafzimmer. Erst später hörte ich Frau Woodward schreien. Sie rief um Hilfe, und ich lief zur Haustür. Ich wollte ins Haus, konnte aber die Tür nicht aufkriegen. ‚Ich kann nicht herein, Frau Woodward', rief ich, ‚was ist passiert?' Und sie kommt und schreit ‚Mein Mann, mein armer Mann!' und probiert, die Tür aufzumachen — aber die steckte und ging auch nicht von innen auf."

„Was taten Sie dann?"

„Ich lief ins Laboratorium zurück und telefonierte um die Polizei!"

„Das ist also alles, was Sie wissen. Sie haben niemand draußen gesehen, keinen, der versucht hat, ins Haus zu dringen oder sich herumgeschlichen hat?"

„Nein, Inspektor!"

„Danke, Smith! — Leutnant Haff, Ihren Report bitte!"

Haff berichtet knapp und gewissenhaft, wie er durchs Fenster ins Haus drang und was Ann Woodward ihm — soweit es ihr Zustand zuließ — erzählt hat.

Sonderbar ist der Gegensatz zwischen Bills und Anns Schlafzimmer. Seins ist in peinlicher Ordnung, das Bett ist aufgeschlagen, wenn auch sichtlich unberührt.

In Anns Zimmer ist die Bettdecke zur Seite geworfen, Polster sind eingedrückt, Sessel stehen schief und ein paar intime Kleidungsstücke liegen herum. Der Arzt bleibt bei Ann, während Staatsanwalt Gulotta und Inspektor Pinnell im andern Zimmer — der Tote liegt noch immer so da, wie man ihn gefunden hat — ihr Verhör mit den Polizisten fortsetzen, die zuerst am Tatort waren.

„Das Sonderbare ist, daß Henry — ich meine Polizist Cormier — etwa eine dreiviertel Stunde vor den Schüssen beim Haus war, Inspektor", berichtet Leutnant Haff. „Und da war alles sichtlich in Ordnung!"

Gulotta ruft Cormier herbei. Er ist eigentlich der Postmeister des Ortes und nur ein Aushilfspolizist. Die sich häufenden Meldungen über Einbruchsversuche haben dazu geführt, daß man ihn und andere Aushilfspolizisten alarmiert hat.

„Wie war das also?" fragt Gulotta. „Sie waren kurz vor den Schüssen in der Nähe des Woodward-Hauses?"

„Ja, es muß etwa ein Uhr dreißig gewesen sein. Es regnete ziemlich stark, als ich im Radioauto allein eine schnelle Streifrundfahrt an den Villen vorbei machte."

„Waren die Woodwards schon zu Hause?"

„Sicher. Der ‚Thunderbird', der Sportwagen, stand schon vor der Tür."

„War Licht im Haus?" fragt Pinnell.

„In Herrn Woodwards Zimmer sah ich Licht. Das war alles, Inspektor. Ich bin sofort wieder zur Berry Hill Road gefahren — zurück zur Station."

„Danke", sagt Pinnell. Und fügt dann hinzu: „Sie waren dann mit Leutnant Haff zusammen zuerst hier am Tatort — stimmt das?"

„Jawohl, Herr Inspektor."

„Was war Ihre erste Beobachtung?"

„Gut, Herr Inspektor — daß William Woodward tot war, darüber bestand nach dem ersten Blick kein Zweifel. Gewundert hat mich nur, daß er nackt war —"

Pinnell sieht Gulotta an. Dieser fragt:

„Und sind Sie darauf gekommen, warum?"

„Ja, eigentlich schon nach drei Minuten. Mr. Woodwards Bett war unberührt — es war klar, daß er noch gar nicht schlafen gegangen war. Also ging ich ins Badezimmer. Die Wände waren noch beschlagen, und von der Brause fielen noch Tropfen — und außerdem war eines der Badetücher naß. Woodward ist aus der Brause gestiegen, hat sich abgetrocknet und ist dann durch sein Schlafzimmer zur Tür gegangen. Vielleicht hat er das gleiche Geräusch gehört, das seine Frau geweckt hat."

„Möglich", sagt Staatsanwalt Gulotta. „Durchaus möglich!"

Ein Detektiv tritt ein und meldet:

„Es sind eine Menge Autos vorgefahren, Herr Inspektor. Journalisten, die von der Sache Wind bekommen haben. Und außerdem ist ein Dr. Prutting mit einer Krankenschwester da und will ins Haus."

„Ja, das ist der Hausarzt. Lassen Sie die beiden ein." Pinnell wendet sich dann zum Staatsanwalt und fragt: „Was machen wir nur mit der Presse, Mr. Gulotta?"

„Ich denke, man sollte vorläufig eine kurze Erklärung abgeben ..."

Mit dem gleichen Gewehr, *mit dem Ann Woodward als Gast eines indischen Maharadschas vor einem Jahr einen Tiger erlegt hatte, traf sie aus nächster Nähe ihren Mann tödlich. Ann sagte, daß ihr Mann ihr geraten habe, die Waffe ins Schlafzimmer mitzunehmen, weil ein Einbrecher die Gegend unsicher machte*

*

Wenige Minuten später begeben sich Pinnell und Gulotta zum Hauseingang, um mit den Presseleuten zu sprechen. Blitzlichter flammen auf. Staatsanwalt Gulotta sagt:

„Meine Herren, wir können absolut noch nichts Endgültiges sagen. Die Tatsachen, wie ich und Inspektor Pinnell sie sehen, sind folgende: William Woodward ist durch einen Schuß aus dem Schrotgewehr seiner Frau Ann getötet worden. Es war ein verhängnisvoller Irrtum. Sie schoß im Dunkeln, weil sie — durch ein Geräusch aus dem Schlaf geschreckt — glaubte, es sei ein Einbrecher im Haus. Es ist erwiesen, daß in den letzten Tagen mehrere Versuche unternommen worden sind, ins Haus einzudringen. Die Polizei ist darüber von Herrn Woodward informiert worden — auch sind in der Umgegend eine Reihe von Einbrüchen verübt worden. Frau Woodward befindet sich in einem Zustand von Schock und ist nicht vernehmungsfähig."

„Wo sind die Kinder, Herr Staatsanwalt?"

„Die schlafen beide noch im oberen Stockwerk."

„Es besteht also überhaupt kein Mordverdacht?" fragt ein Reporter. „Wir wissen, daß die beiden sich schon vor zwei Jahren scheiden lassen wollten — und die Erbschaft dürfte dafürstehen!"

„Wir haben bis jetzt nicht den geringsten Anlaß, an Frau Woodwards Angaben zu zweifeln!" antwortet Inspektor Pinnell.

„Kommt die Sache vor eine Grand Jury, Herr Staatsanwalt?" fragt ein anderer Zeitungsmann und knipst dabei Gulotta und Pinnell.

„Selbstverständlich! Sowie wir weit genug sind, um einer Grand Jury sämtliche Fakten und Aussagen vorzulegen."

„Das heißt, Sie haben noch Zeugen zu vernehmen — vielleicht auch die Herzogin von Windsor. Und Mrs. Baker. Die Woodwards waren ja gestern abend bei der Dinnerparty für die Windsors!"

„Wir werden selbstverständlich alle Zeugen vernehmen, die imstande sind, Licht in das Dunkel dieses Falles zu bringen, meine Herren! Darauf können Sie sich verlassen!"

„Hat man den Einbrecher festgenommen, der ins Haus dringen wollte oder sucht man ihn gar nicht, Inspektor Pinnell?" fragt eine spöttische junge Stimme.

Inspektor Pinnell sieht auf den aufgebogenen Hut des Reporters und sieht das Presseabzeichen im Band stecken sowie eine Karte mit dem Namen des Blattes, das der junge Mann vertritt. Es ist ein New Yorker Boulevardblatt mit einer Millionenauflage. „Alle verfügbaren Leute der Nassauer Polizei durchsuchen die Gegend", erwidert er.

„Ja, wirklich?" sagt der junge Mann. „Ich bin gerade zehn Minuten lang in der Gegend herumgefahren und habe niemand gesehen — keinen Polizisten und keinen Detektiv. Haben Ihre Leute die Gabe, sich unsichtbar zu machen?"

„Meine Herren", wirft Staatsanwalt Gulotta beschwichtigend ein, „selbstverständlich wird mit allen verfügbaren Kräften nach dem Einbrecher gesucht. Wo, das müssen Sie vorläufig den Behörden überlassen. Sie können sicher sein, daß wir Sie ohne Verzug von jeder neuen Phase der Untersuchung in Kenntnis setzen werden, denn wir wissen die Mitarbeit der Presse zu schätzen. Aber wie Sie wissen, hat diese Untersuchung ja erst begonnen —"

„Und obwohl", wirft die tiefe Stimme eines Kriminalreporters ein, „obwohl die Untersuchung erst begonnen hat, haben Sie bereits festgestellt, daß die Tat Frau Woodwards ein verhängnisvoller Irrtum war. Demnach also ist das keine Morduntersuchung, stimmt das?"

„Wir sind ja durchaus noch nicht fertig, meine Herren", sagt Gulotta. „Ich weiß, Sie sind begierig, die ersten Berichte für die Morgenausgaben an Ihre Blätter durchzugeben — deshalb habe ich nicht gezögert, Ihnen von meinem ersten Eindruck zu berichten."

„Sie sagten, Herr Staatsanwalt, die Tat sei mit einem Schrotgewehr begangen worden. Wie kommt es, daß Frau Woodward ein Schrotgewehr parat hatte, als sie von einem Geräusch aufgeschreckt wurde? Und wie kommt es, daß die Köchin nicht durch das gleiche Geräusch geweckt wurde?"

„Weil nicht alle Menschen gleich tief schlafen. Weil Frau Woodwards Schlafzimmer im vorderen Teil des Hauses liegt und sich über dem Zimmer ein Dach befindet, während das Zimmer der Köchin hinten liegt und darüber noch ein Stockwerk ist. — Ich bedaure, meine Herren — wir müssen ins Haus zurück. Das ist vorläufig alles!"

Der Staatsanwalt und Inspektor Pinnell haben erkannt, daß die Presse die Theorie vom verhängnisvollen Irrtum nicht ohne Zweifel und Kritik hinnehmen wird. Sie gehen ins Zimmer des Toten.

Pinnell geht zum Telefon und erläßt einen Alarm. Alle Polizeiurlaube in seinem Distrikt sind aufgehoben; alle dienstfreien Detektive werden zurückberufen. Die Suche nach dem Einbrecher muß energisch und systematisch aufgenommen werden.

Gulotta verlangt jetzt, daß die Köchin geholt wird.

Kurz darauf führt Leutnant Haff eine nette, mittelgroße, etwa 45jährige Frau herein. Man sieht ihr an, daß sie sich in aller Hast angekleidet hat, und daß der seltsame Aufruhr im Haus sie vollends eingeschüchtert hat. Sie sieht die Leiche, stößt einen leisen Schrei aus und wendet sich ab. Der Anblick ist nicht geeignet, sie ruhiger zu machen. Gulotta setzt sie so, daß sie den Toten nicht sehen kann.

„Ihren Namen, bitte, und sonstige Personalien."

„Ich heiße Anny Gorny. Verheiratet."

„Ich danke, Frau Gorny. Was wissen Sie über die Vorfälle der Nacht?"

„Ich? Gar nichts! Ich bin zeitig schlafen gegangen. Und bin von einem Polizisten geweckt worden — vor einer halben Stunde."

„Sie haben also weder die Schüsse gehört noch sonst irgendein ungewöhnliches Geräusch?"

„Nichts! Gar nichts! Ich habe geschlafen!" Sie überlegt einen Augenblick und fügt dann hinzu: „Daß Herr und Frau Wood-

ward sich gefürchtet haben, es könnte hier eingebrochen werden, das weiß ich!"

„Wieso wissen Sie das?"

„Erstens hat es sich herumgesprochen, daß hier in der Gegend Einbruchsversuche gemacht worden sind. Auch bei uns. Und zweitens hat Herr Woodward mich gestern persönlich gewarnt."

„Wann und bei welcher Gelegenheit, Frau Gorny?"

„Das war so gegen sechs Uhr abends. Ich war in der Küche, und Herr Woodward ist zu mir hereingekommen und hat darüber gesprochen. ‚Sie haben ja von den Einbrüchen in der Gegend gehört', hat er zu mir gesagt. ‚Es ist kein Grund, sich zu fürchten, Frau Gorny, aber heute nacht werden wir alle Türen im Haus zusperren!'"

„Waren die Türen sonst nicht zugesperrt?"

„Nein, zumindest nicht, seit ich im Haus bin. Ich wußte gar nicht, wie man zusperrt. Das sagte ich Herrn Woodward. Und er zeigte mir, wie man das macht. An der Küchentür, die ins Freie führt, und am Haupteingang."

„Wo waren die Kinder, als sich das abspielte?"

„Die waren bei einem Picknick. Herr und Frau Woodward sind zu der Baker-Gesellschaft gefahren, da waren Jimmy und Billy noch nicht zurück?"

„Können Sie uns die genauen Zeiten sagen?"

„So gegen acht Uhr kam Frau Woodward fertig angezogen aus ihrem Zimmer. Herr Woodward wartete bereits auf sie und er sagte zu mir: ‚So, wir gehen jetzt. Sperren Sie hinter uns zu!' Dann sind sie weggefahren. Eine halbe Stunde später, um acht Uhr dreißig, sind die Buben zurückgekommen. Dann haben sie noch ungefähr eine Stunde Television zugeschaut — unten im Salon — und dann habe ich gesagt, ‚Zeit zum Schlafengehen!' und habe sie in ihr Zimmer gebracht und bin gleich darauf selbst schlafen gegangen."

„Danke, Frau Gorny. Ich denke, das ist alles", sagt Gulotta.

Sie steht auf und wendet sich zum Gehen. Wieder muß sie an der Leiche vorbei. „Mein Gott", flüstert sie, „mein Gott!"

Indessen ist der Polizeifotograf gekommen sowie ein Ballistik-Experte und einige Detektive, die Pinnell herbestellt hat.

Nachdem die Leiche von allen Seiten fotografiert worden ist — immer noch mit dem Gesicht nach unten, in die Blutlache getaucht — kann endlich ein Leintuch über sie gebreitet werden.

Der Ballistik-Fachmann stellt fest, daß die eine Schrotladung — seiner Ansicht nach war das der erste Schuß — in den oberen Teil der Tür gegangen ist, den Kopf Woodwards aber wahrscheinlich nur um wenige Zentimeter verfehlt hat. Er berechnet den Schußwinkel von der Tür zu Anns Schlafzimmer. Er untersucht die Waffe, aus der die Schüsse kamen.

„Ein Churchill-Jagdgewehr, letztes Modell!" erklärt er. „Doppelläufig, jedes Geschoß enthält in dünner Metallhülse eine Unze winziger Schrotkügelchen. Teure Waffe. Kostet in einfachster Ausführung etwa 1700 Dollar. In dieser hier an die 3000 Dollar."

Leutnant Haff nimmt ein gerahmtes Foto von einem Tisch. Es zeigt Ann Woodward zweimal. Strahlend lächelnd sitzt sie in einem enganliegenden einfachen Kleid — eine Perlenkette ist der einzige Schmuck — auf einem Diwan und zeigt auf ein Foto von sich selbst, im Jagdkostüm neben einem riesigen bengalischen Tiger, den sie erlegt hat. Haff zeigt auf das Gewehr.

„Scheint dasselbe Gewehr zu sein!"

„Ja", bestätigt der Waffenfachmann. „Es its dasselbe Gewehr."

Gulotta nickt gedankenvoll, dann sagt er zu Pinnell:

„Ich denke, wir sollten jetzt einmal sehen, wie es Frau Woodward geht. Vielleicht hat sie sich etwas beruhigt und ist vernehmungsfähig."

Pinnell stimmt zu.

Ann liegt mit geschlossenen Augen auf ihrem Bett. Die beiden Ärzte und die Krankenschwester sind bei ihr.

„Dr. Prutting", sagt Gulotta leise, „glauben Sie, daß Frau Woodward imstande ist, einige Fragen zu beantworten?"

Der Arzt schüttelt energisch den Kopf. „Nein, nein, meine Herren!" flüstert er. „Unmöglich, nach so einem Schock! Ich möchte sie am liebsten so schnell wie möglich in ein Spital schaffen. Je früher meine Patientin aus dem Haus kommt — je weniger sie an das Entsetzliche erinnert wird, desto besser!"

An hebt den Kopf. Sie hat gehört, was geflüstert worden war. Sie sagt tonlos, aber bestimmt:

„Fragen beantworten! Ja!"

Dr. Prutting sieht ganz unglücklich drein. Gulotta meint:

„Vielleicht geht es so, daß wir gar keine Fragen stellen, Doktor. Frau Woodward soll einfach erzählen, woran sie sich gerade erinnern kann."

Sie nickt.

In der Unglücksnacht *kam das Ehepaar Woodward gegen ein Uhr von einer Party nach Hause. Dieses Fest war zu Ehren des Herzogs und der Herzogin von Windsor gegeben worden. Die Woodwards durften dabei nicht fehlen, denn mit den Windsors war man befreundet. Dieses Bild entstand wenige Wochen vor dem Tod Williams während eines Poloturniers. Links das Ehepaar Woodward und ganz rechts unter dem Schirm der Herzog und die Herzogin von Windsor*

Gulotta und Pinnell schieben zwei Sessel ans Bett heran und setzen sich. Ann spricht mit geschlossenen Augen, ganz leise, so daß die beiden Mühe haben, zu hören was sie sagt:

„Ich hatte panische Angst vor dem Einbrecher. Vorgestern versuchte jemand ins Haus zu dringen. Eingeschlagenes Fenster. Ein Türschloß aufgestemmt. Bill sagte mir, bevor wir zu den Bakers fuhren, daß er einen Revolver mitgenommen hat. Weil wir ja spät heimkommen werden. Und bei den Bakers hat er wieder vom Einbrecher gesprochen. Und gesagt, wir werden auf ihn vorbereitet sein. Mit geladenen Gewehren. Wir waren lange bei den Bakers. Viel getanzt. Wie lange war es? Von acht bis eins etwa ... Dann zu Hause hat Bill mir das Gewehr ausgesucht. Und hat gesagt, ‚Monk', — er nennt mich Monk. ‚Monk, wenn du jemand hörst — dann schieß zuerst und frag nachher, wer es ist!' Ja, das hat Bill gesagt — —"

Wieder bricht sie in haltloses, wimmerndes Weinen aus, faßt sich dann und wispert:

„Dann hat er mich im Haus herumgeführt — hat mir gezeigt, wo einer am ehesten trachten würde, einzudringen. Und hat mir noch einmal gesagt: ‚Wenn du was Verdächtiges hörst, warte nicht, schieß! — Aber ich hab Angst gehabt — panische Angst. Vor dem Schlafengehen hab ich ein Pulver genommen."

Dr. Prutting nickt und nennt das Präparat, das er selbst verschrieben hat. „Es beruhigt die Nerven", fügt er hinzu, „und behebt Angstzustände."

„Ich bin bald eingeschlafen", fährt Ann flüsternd fort. „Dann habe ich etwas gehört. Und dann ..." Sie kann nicht weitersprechen. Sie stöhnt, zittert am ganzen Körper, schluchzt. Das Zittern wird stärker, ihr Weinen lauter. Dr. Prutting faßt ihre Hände und biegt ihre Finger, die sich verkrampft zur Faust ballen, auseinander. Dann legt er ihren Kopf auf dem Polster zurecht. Ihr Atem wird ruhiger. Ihr Weinen verebbt. Das Zittern hört auf. Von Müdigkeit überwältigt, schläft sie mit halboffenem Mund ein.

Gulotta und Pinnell wollen aufstehen. Der Arzt hebt den Zeigefinger an den Mund. Ganz leise und vorsichtig erheben sich die beiden. Dr. Prutting begleitet sie zur Tür und fragt flüsternd:

„Habe ich die Bewilligung, meine Patientin ins Spital zu bringen?"

„Gewiß", sagt Gulotta nach einer kurzen Beratung mit dem Inspektor. „Rufen Sie uns vom Spital an, sowie Frau Woodward vernehmungsfähig ist. Wir kommen hin."

Es ist etwa zwei Stunden später, da ruft Dr. Prutting Gulotta und Pinnell. Ann liegt auf einer Tragbahre, bis oben zugedeckt. Sie sieht um Jahre gealtert aus, aber sie scheint jetzt ruhiger, gefaßt. Die Köchin hat ihr beim Fertigmachen für die Ambulanz geholfen.

„Was geschieht mit den Kindern?" fragt sie Gulotta.

„Wir haben bei der Schwester Ihres Mannes angerufen. Mrs. Pratt wird Jimmy und William abholen und zu sich nehmen."

„Gut", sagt Ann befriedigt. Dann dreht sie sich zur Köchin. „Bitte, Frau Gorny, bringen Sie mir meinen Schmuck. Ich werde ihn in der Stadt brauchen. Dort die Schatulle auf dem Ankleidetisch!"

Frau Gorny sieht zuerst vollkommen perplex auf Ann, dann erfüllt sie ihren Wunsch. Ann greift nach den glitzernden Juwelen und steckt sie unter die Decke.

„Und ich möchte, daß mein Gesicht verdeckt wird, wenn man mich zum Ambulanzwagen bringt", ordnet sie an. Es scheint, daß ihre Hysterie sich vollkommen gelegt hat.

Von Polizisten und Detektiven flankiert, gefolgt von Gulotta und Pinnell, bewegt sich jetzt die Prozession mit der schmalen, zugedeckten Figur auf der Tragbahre durch die Eingangstür der Villa zur Ambulanz. Die Fotografen knipsen wie wild, aber von Ann Woodward selbst können sie kaum etwas aufs Bild bekommen. Auch die Reporter bemühen sich vergeblich, nahe genug an die Tragbahre heranzukommen.

„Meine Herren", sagt Gulotta, „wenn Sie Fragen haben, richten Sie diese an mich. Frau Woodward kann nicht sprechen. Sie wird jetzt ins Spital gebracht."

„Ist Frau Woodward in Haft?" fragt ein Reporter.

„Nein!" antwortet Gulotta. „Gewiß nicht!"

„Warum dann die Bewachung? Nur damit wir keine Fragen stellen können?"

Gulotta hebt die Hände beschwörend.

„Meine Herren, ich habe Ihnen versprochen, Sie von jeder neuen Phase der Untersuchung in Kenntnis zu setzen. Bis jetzt hat sich nichts Neues ereignet — die Untersuchung geht weiter!"

„Um nichts zu finden, waren Sie lang genug im Haus!" bemerkt ein junger Mann trocken.

*

Am nächsten Tag sind die Titelseiten der Zeitungen von der neuesten Sensation erfüllt. Die Befürchtungen des Staatsanwalts und des Inspektors erweisen sich als vollkommen berechtigt. Selbst die konservative „New York Times", die sonst Mordfälle und gewaltsame Tode auf die siebzehnte oder gar die letzte Seite verbannt, hat es groß und fettgedruckt auf der Frontpage:

GATTIN TOETET WOODWARD, DEN BESITZER VON NASHUA;
SIE SAGT, SIE SCHOSS, WEIL SIE IHN FUER EINBRECHER HIELT

Selbst die „Times" sagt nicht klipp und klar, „Mrs. Woodward erschoß ihren Gatten, weil sie ihn für einen Einbrecher hielt", sondern schiebt die hämischen kleinen Worte „sie sagt" ein. Und da Bill und Ann Woodward zu den meistfotografierten Leuten Amerikas zählten, sind die Zeitungen einfach überfüllt mit Bildern von Ann.

Die mysteriösen Begleitumstände des Falles übertreffen selbst jene des Falles Sheppard in Cleveland. Und dem Umstand, daß es sich um einen so prominenten und reichen Mann handelt wie William Woodward, ist es zu verdanken, daß sein Tod in wenigen Stunden das Tagesgespräch von New York wird.

Im Autobus, in der Untergrundbahn, in den Restaurants, in den Büros wird nichts anderes diskutiert als die Frage, ob Ann Woodward wirklich — so wie die Polizei es erscheinen läßt — auf eine Figur im Dunkeln geschossen hat, die sie für einen Einbrecher hielt.

Ein verhängnisvoller Irrtum? Im Dunkeln?

War es denn dunkel? War denn nicht Licht in seinem Schlafzimmer und die Türe offen?

Welchen Anlaß sollte Ann Woodward haben, ihren Mann absichtlich zu töten. Es war doch eine glückliche Ehe.

Keine Spur, so glücklich war die Ehe gar nicht. Hat man nicht schon lang davon munkeln gehört, daß die beiden auseinandergehen?

Und wo ist der Einbrecher, den sie angeblich gehört hat? Warum hat die Polizei nicht sofort das Dach über ihrem Schlafzimmer nach Spuren und Fußabdrücken untersucht?

Als Ann schoß, handelt sie in panischer Angst vor einem Einbrecher. Aber die Angst war nicht groß genug, um sie am Ausgehen zu verhindern; zu einer Dinnerparty für die Herzogin von Windsor zu gehen und sich bis ein Uhr nachts zu unterhalten, während ihre zwei Kinder ganz allein in der Villa blieben. Nein, nicht ganz allein. Mit einer Köchin, die erst vor vier Tagen engagiert worden war. Sieht das nach panischer Angst aus?

Da sind noch ein paar sonderbare Widersprüche, die jeden logisch denkenden Menschen beschäftigen müßten, der Polizei jedoch keine Sorgen zu bereiten schienen.

Es war dunkel, als Ann schoß. Sagt sie. Gut, nehmen wir an, es war dunkel. Warum hat die Polizei nicht den geringsten Versuch unternommen, festzustellen, in welchen Zeitabständen die beiden Schüsse abgefeuert wurden? Das ist wichtig. Denn ein Schuß aus einem Jagdgewehr, wie Ann Woodward es benutzte, leuchtet blitzartig auf. Der erste Schuß ging fehl, sagt die Polizei. Aber nach dem ersten Schuß muß Ann doch gesehen haben, wer da aus der Schlafzimmertür ihres Mannes trat. Konnte sie überhaupt jemand anderen in dieser Richtung vermuten?

Und dies: Ein Schuß aus einem Churchill Jagdgewehr ist laut wie eine Explosion. Warum hat man die Köchin — den einzigen erwachsenen Menschen im Haus außer Ann und Bill Woodward — nicht sofort verhört und ausgefragt, ob sie die Schüsse gehört hat? Die Polizei ließ sich viele Stunden Zeit.

Weiter: Wenn Ann sich in so panischer Angst vor dem Einbrecher befand und ihre Ehe mit William vollkommen in Ordnung und glücklich war, warum hat sie ihn nicht einfach gebeten, die Nacht in ihrem Schlafzimmer zu verbringen?

Und ist nicht der Staatsanwalt und die Ortspolizei in diesem Fall, wo es sich um die Tat einer Dame aus Millionärskreisen handelt, rücksichtsvoller, behutsamer, minder neugierig vorgegangen, als es sonst üblich ist?

Die Serie der geheimnisvollen Todesfälle geht weiter

Millionärsfrauen im Zwielicht. Ihre Männer starben unter rätselhaften Umständen. Lenkte Absicht oder Verbrechen den Tod? fragt Amerika.

Alle Him

Ruth erschrak. Sie öffnete die Augen und wandte den Kopf zur Seite. Es war ihr, als sähe sie Ellens zustimmendes Lächeln. Was wußte denn Ellen von dem, was eben in ihr vorgegangen war!

ZEICHNUNG: ERNST LITTER

Ellen Conradi ist die schönste Frau von ganz Kassel. Und die glücklichste — sagen die Leute. Aber niemand ahnt, wie sehr die Kinderlosigkeit ihrer Ehe sie bedrückt — nicht einmal Thom, ihr Mann, der bei jeder Gelegenheit mit den Kindern seines Kollegen Schneidewind spielt. Ellens Arzt, Dr. Beumelin, hat ihr vorgeschlagen, ein Kind zu adoptieren. Aber das will Ellen nicht. Sie will ein Kind von Thom. Der Mutterstolz von Frau Schneidewind gibt den letzten Anstoß. Ellen faßt einen Plan, vor dessen Außergewöhnlichkeit sie bisher zurückgeschreckt ist: Thom soll mit einer anderen Frau ein Kind haben, das Ellen dann zu sich nehmen will. Sie weiß auch schon, wer die Mutter des Kindes sein soll. — Am selben Abend spricht sie mit Thom darüber; aber er hält ihre Idee für ganz unmöglich. Nach langer Diskussion wird er ärgerlich und verläßt verstimmt das Zimmer. — Ellen gibt trotzdem nicht auf. Sie geht zu der Frau, an die sie gedacht hat: Ruth Warneke. Die Conradis haben viel für Ruth und ihr Töchterchen getan, damals, als ihr Mann tödlich verunglückte. Nun soll Ruth auch für mich etwas tun, denkt Ellen. Ruth lehnt entsetzt ab, aber Ellen läßt nicht locker. „Bitte, Ellen", fleht Ruth, „ich will alles für dich tun, aber das ist unmöglich ..." Ellen verliert die Nerven. Sie bricht in Tränen aus. „Du warst die einzige, die mir hätte helfen können!" Ruth sieht die sonst so selbstsichere, elegante Freundin verzweifelt an der Tür stehen. Sie erträgt den Anblick nicht. „Bleib", flüstert sie. „Bleib, Ellen!"

*

Jollie Madame heißt sie", sagte Herr Piskalla begeistert. „Ein hübscher Name, nicht wahr? Ich wußte gleich, daß Ihnen die Frisur stehen würde, gnädige Frau. Ich habe einen Blick dafür." Seine fetten, beweglichen Hände tupften ein letztes Mal über Ruths Haar.

Ruth betrachtete ihr verändertes Gesicht im Spiegel, und wie im Traum sah sie die Szene vom Abend vorher:

Ellen dreht sich um und kommt auf sie zu. Es ist eine verwandelte Ellen — lebhaft, aufgeregt, liebevoll, dankbar. – „Ruth, willst du es wirklich tun?" Ihre Hände mit den langen gepflegten Nägeln umklammern Ruths Arme, und in ihren Augen ist ein fiebriger Glanz. Ruth überläuft es kalt.

Ellen spricht ununterbrochen auf sie ein. Sie spricht von Dingen, über die sie nie gesprochen haben. Sie sagt: „Du brauchst dir keine Gedanken zu machen, Ruth. Es wird alles von selber kommen .."

Sie sagt: „Männer sind ganz anders als du glaubst. Thom ist ein Mann wie jeder andere ..."

Sie sagt: „Ich weiß, daß Thom mich wirklich liebt. Trotzdem hat er mich schon mal betrogen. Er hat es mir selbst erzählt ..."

Sie sagt: „Eine Ehe wird von solchen Dingen nicht berührt ..."

Und einmal hält sie inne und sieht Ruth aufmerksam an. „Ruth", sagt sie, „nimm es mir nicht übel, aber du solltest dir wirklich eine andere Frisur machen lassen. Du hast doch so schönes Haar. Geh zu meinem Friseur. Piskalla in der Königstraße. Geh gleich morgen. Nimm deinen Haushaltstag. Ich werde vorher mit ihm sprechen."

Himmel stehen offen

Der Roman einer gefährlichen Verlockung / von STEFAN OLIVIER

Ruth steigt das Blut ins Gesicht. „Ich bin mit meiner Frisur zufrieden ...“

„Entschuldige, Ruthchen“, sagt Ellen schnell. „Ich wollte dich nicht kränken. Aber ...“ Sie sieht nach der Uhr. „Ich muß weg. Ruth — ich ... danke dir!“ An der Tür dreht sie sich noch einmal um. „Ruth, Thom darf nie erfahren, worüber wir gesprochen haben.“

Ruth nickt verwirrt.

Ellen ist schon halb hinaus, da wendet sie sich noch einmal um. „Du, ich melde dich auf alle Fälle morgen bei Piskalla an —“

„Nun?“ fragte Herr Piskalla.

„Sehr schön“, antwortete Ruth. Sie dachte an seine Preise. Fünfundzwanzig Mark für eine Dauerwelle. Sie hatte noch dreißig. Und ihre Mutter sollte noch in diesem Monat ein Paket bekommen. Sie erhob sich und ging zur Kasse.

„O bitte“, sagte Herr Piskalla, „das ist bereits von Frau Dr. Conradi erledigt.“

„So?“ Ruth errötete tief. Was mochte der Friseur von ihr denken?

Herr Piskalla dachte gar nichts. Er freute sich lediglich über sein gelungenes Werk und half Ruth liebevoll in den Mantel.

Ruth sah sein blaurasiertes Levantinergesicht im Spiegel. Und daneben sah sie eine aparte blonde Frau. Es war ein hübscher Gegensatz, der dunkle, fette Mann und die hellhäutige, aschblonde Frau. Und die Frau, das war sie selber. Bevor sie ein zweitesmal errötete, verließ sie eilig Herrn Piskallas Frisiersalon.

Sie wußte nicht, was sie mit dem leeren Nachmittag anfangen sollte. Sie ging in ein Kino, aber sie hielt es nicht lange aus in dem dunklen Raum.

Zu Hause setzte sie sich hin und rechnete zusammen, was die Conradis ihr vorgestreckt hatten — damals nach dem Tode ihres Mannes und jetzt für Bärbels Erholung im Kinderheim. Es waren insgesamt genau zweitausendvierhundertdreiundzwanzig Mark. Darunter schrieb sie die fünfundzwanzig Mark für den Friseur.

Sie rechnete weiter. Elfhundert hatte sie schon zurückgezahlt, in Fünfzig-Mark-Raten. Und sie rechnete aus, wie lange sie für den Rest brauchen würde. Es waren vier Jahre.

Wenn man mir einen Vorschuß gäbe, dachte sie. Wenn ich Ellen alles zurückgeben könnte, heute oder morgen ... Aber das würde auch nichts nützen. Alles das, was Ellen und Thom für sie getan hatten, ließ sich mit Geld nicht zurückzahlen.

Ich hätte es nicht annehmen sollen, dachte sie, das Geld nicht und auch nicht ihre Hilfe. Ich habe danke schön gesagt und geglaubt, damit wäre es gut. Und nun kommt das. Ellen ist hysterisch, dachte sie, und gleich darauf schämte sie sich. Ellen war verzweifelt. Und sie war die einzige, die ihr helfen konnte.

Und Thom? (Er darf davon nie erfahren!) Konnte man ihn belügen? Thom war ein zuverlässiger Freund, und im Werk war er der Chef, weit über ihr stehend — wie ein freundlicher, ferner Gott.

Sie stand auf und ging durchs Zimmer. Sie nahm das Bild ihres Mannes von der Kommode und betrachtete es lange. (Männer sind ganz anders ...) Wußte sie eigentlich, wie die Männer wirklich waren? Nur acht Monate hatte ihre Ehe gedauert. In einer so kurzen Zeit ist es leicht, glücklich zu sein, noch dazu, wenn ein Kind unterwegs ist, auf das man sich freut. Nur wegen des Motorrades hatte sie mit Helmut Streit gehabt und wegen des Teppichs. (Ein Teppich ist besser und ungefährlicher als ein Motorrad!) Er hatte gelacht und beides gekauft, auf Raten.

Sie versuchte, sich vorzustellen, wie es gewesen wäre, wenn ihre Ehe mit Helmut länger gedauert hätte. Aber sonderbarerweise konnte sie sich Helmut überhaupt nicht mehr richtig vorstellen. Sie erinnerte sich nur noch an sein Motorrad und an sein unbekümmertes Lachen. Und dann natürlich an den letzten Tag, als die Polizei bei ihr angerufen hatte.

Sie stellte das Bild zurück und nahm ihre Wanderung wieder auf. Sie fröstelte. Sie hatte Angst vor dem nächsten Tag, an dem sie dem fernen Gott Thomas Conradi mit dem Geheimnis entgegentreten würde, das sie mit Ellen teilte.

Pünktlich um acht betrat Ruth am nächsten Morgen das Sekretariat. Ihr erster Blick ging zu Thoms Tür. Die Tür war geschlossen. Diese Feststellung erleichterte sie. Erst dann begrüßte sie Fräulein Kubisch.

Fräulein Kubisch war Thoms langjährige Sekretärin. Sie war ältlich und mager und ebenso tüchtig wie unansehnlich.

Fräulein Kubisch rückte überrascht an ihrer Brille. „Oh, Frau Warneke“, rief sie entzückt. „Eine neue Frisur! Nein, süß sehen Sie aus.“

„Meinen Sie?“ fragte Ruth verlegen. „Es war nur so eine Idee von mir.“

„Eine gute Idee!“ sagte Fräulein Kubisch. „Eine sehr vernünftige Idee!“

Ruth hängte ihren Mantel an den Kleiderhaken und setzte sich an ihre Maschine. Sie spürte, daß Fräulein Kubisch sie noch immer betrachtete.

„Gestern“, sagte Fräulein Kubisch, „ist wieder dieser nette junge Ingenieur bei Dr. Conradi gewesen. Wie heißt er noch? Ach ja — Herr Rohrbach. Also der machte ein ganz enttäuschtes Gesicht, als er sah, daß Ihr Platz leer war. Ich glaube, der ist ein bißchen verliebt in Sie.“

„Ach wo“, sagte Ruth.

„Doch, doch“, beharrte Fräulein Kubisch. „Er ist in letzter Zeit verdächtig oft hier hereingekommen.“ Sie kicherte. „Was der für Augen machen wird, wenn er Sie so verändert sieht. Übrigens finde ich ihn nett. Sie nicht?“

Ruth nahm die Hülle von ihrer Schreibmaschine. „Ach Gott“, antwortete sie, „viele Männer sind nett, Fräulein Kubisch. Aber keiner wünscht sich ernsthaft eine Witwe mit Kind.“

Fräulein Kubisch protestierte stürmisch. „Aber das kommt doch sehr auf die Witwe an! Wenn ich Sie so ansehe — nein, wie können Sie so etwas sagen. Die Männer sind anders als Sie denken. Viel solider. Glauben Sie mir, ich kenne die Männer.“

Ruth drehte sich verwundert um und sah in Fräulein Kubischs graues Spinnwebgesicht.

Fräulein Kubisch lächelte triumphierend. „Ja, ja“, sagte sie. Dann wandte sie sich den Posteingängen zu. Es schien, als wollte sie das Geheimnis ihrer Männerkenntnis in ihrem jungfräulichen Herzen bewahren.

Ruth begann eifrig zu schreiben. ‚Die Männer sind anders als Sie denken.‘ So etwas Ähnliches hatte auch Ellen gesagt. Aber Ellen hatte es anders gemeint als Fräulein Kubisch.

Ruth schrieb schlecht und unaufmerksam, und die ganze Zeit fürchtete sie sich vor der ersten Begegnung mit Thom. —

Fräulein Kubisch wurde zweimal in Thoms Zimmer gerufen. Ruth hörte seine Stimme durch die offene Tür, und sie wünschte, er würde an diesem Tage nicht ins Sekretariat kommen. Aber ihr Wunsch wurde nicht erfüllt. Kurz vor zwölf kam er herein. „Tag, Ruth“, sagte er flüchtig und wandte sich dann an Fräulein Kubisch. „Unterschriften?“

Ruth spannte unruhig einen neuen Bogen in ihre Maschine. Sie hörte, wie er näher kam.

„Nanu?“ sagte er. „Wie siehst du denn aus?“

Ruth wurde flammend rot. Sie drehte sich um und lächelte befangen zu ihm auf.

Er zog die Stirne kraus und betrachtete sie prüfend. „Du bist so verändert!“

„Aber Herr Doktor“, sagte Fräulein Kubisch. „Sehen Sie denn nicht die neue Frisur? Sieht sie nicht reizend aus?“

„Hm — hm —“, machte er, faßte Ruth bei den Schultern und drehte sie langsam herum. „Ganz hübsch. Aber das warst du früher auch. Ich weiß nicht, ich glaube, ich mag dich anders lieber.“

Ruth sah in sein braunes Gesicht. Sie sah die schmale Narbe über seiner linken Augenbraue, und sie sah seine dunklen Augen und die kleinen Fältchen in den Augenwinkeln. Sie bekam plötzlich Herzklopfen und blickte zur Seite. Sie sah seine Hand, die noch immer auf ihrer Schulter lag. Die Hand war schmal und kräftig und auf dem gebräunten Handrücken waren ein paar dunkle Härchen. Noch nie hatte sie Thom so genau betrachtet, und noch nie hatte sie eine flüchtige Berührung von ihm so empfunden. Sie fühlte auf einmal die Wärme, die von seiner Hand in ihre Schultern ging. Ihr Gesicht wurde heiß vor Scham.

Er lachte, faßte unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht hoch. „Du bist ja ganz rot geworden. Hast wohl selber nicht gewußt, wie hübsch du bist?“

Fräulein Kubisch kicherte fröhlich.

Bevor Ruth etwas erwidern konnte, hatte Thom sie losgelassen und nach der Unterschriftenmappe gegriffen. „Ich bin heute nachmittag nicht da“, sagte er zu Fräulein Kubisch. Er sprach nun wieder geschäftig und unpersönlich. „Gegen fünf schaue ich noch mal rein.“ Dann ging er in sein Zimmer zurück. Bevor er die Tür hinter sich schloß, steckte er noch einmal den Kopf herein. „Ach Ruth, beinahe hätte ich's vergessen, wir haben heute abend Gäste. Ellen sagt, du solltest unbedingt kommen. So gegen halb neun. Willst du?“

Ruth konnte keinen Ton herausbringen.

„Also um halb neun“, sagte Thom und schloß die Tür.

Ruth saß still vor ihrer Maschine. Sie kam sich grenzenlos töricht vor.

Fräulein Kubisch legte ihr ein paar Briefe hin. „Sehen Sie?“ sagte sie. „Sogar dem Herrn Doktor ist die Veränderung aufgefallen.“ Sie tupfte mit spitzen Fingern eine Haarlocke an Ruths Nacken zurecht. „Was wird nur Herr Rohrbach sagen, wenn er Sie sieht!“

Ruth antwortete nicht. Es war ihr gleichgültig, was Herr Rohrbach sagen würde. Sie dachte an Thom, an die Fältchen in seinen Augenwinkeln und an seine schmale braune Hand. Sie beschloß, am Abend noch einmal mit Ellen zu sprechen. Ellen mußte ihr das Versprechen zurückgeben.

„Herr Dr. Conradi“, sagte Fräulein Kubisch, „der hat das jetzt natürlich schon wieder vergessen. Der denkt ja nur an seine Arbeit. Aber Herr Rohrbach, der wird es nicht vergessen.“ —

Fräulein Kubisch irrte sich. Thomas Conradi dachte an diesem Tage nicht an seine Arbeit. Er lief unruhig im Zimmer auf und ab und dachte an seine Frau. Noch nie hatte er sich so viel Sorgen um Ellen gemacht. Seit zwei Tagen war sie von einer hektischen Betriebsamkeit. Nach jenem nächtlichen Gespräch, das ihn so erschreckt und schließlich in Zorn gebracht hatte, war die Scham über ihn gekommen. Wie dumm er sich benommen hatte mit seinem überflüssigen Geständnis und mit seinem Wutausbruch. Er hatte versucht, sich noch einmal gründlich mit ihr auszusprechen, aber Ellen war gar nicht darauf eingegangen. Und gestern war sie plötzlich auf die Idee gekommen, schnell eine Reihe von Leuten einzuladen, die ihn wenig interessierten. Ihm war wirklich nicht nach Feiern zumute.

Er setzte sich an den Schreibtisch und öffnete die Unterschriftenmappe. Aber er las entgegen seiner Gewohnheit keinen der Briefe durch, die er unterschrieb.

Es muß etwas geschehen, dachte er. Ich muß ihr helfen! So schnell wie möglich ...

*

Ellen Conradi stand im Wohnzimmer vor dem kalten Büfett und rückte die Schüsseln und Teller zurecht. Sie trug ein hellblaues Cocktailkleid, ärmellos, aber betont schlicht und am Hals geschlossen.

Sie sah nach der Uhr. Halb acht. Um halb neun sollten die Gäste kommen. Und Thom war noch nicht da! Sie schob nervös die Schüssel mit dem Waldorfsalat weiter nach vorn, dann suchte sie nach einem geeigneten Platz für die Oliven.

Draußen ging die Haustür.

„Thom!“ rief Ellen. „Bist du's?“

„Hallo!“ antwortete Thom. Es klang sehr fröhlich. Dann trat er ins Zimmer.

Ellen hatte den Platz für die Oliven noch nicht gefunden. „Sag mal, wo bleibst du denn solange?“ fragte sie, ohne sich umzudrehen. „Du weißt doch, daß Schneidewinds immer eine Viertelstunde früher kommen!“

„Ich hatte noch was Wichtiges zu tun“, antwortete Thom aufgeräumt. „Und einen Gast habe ich schon mitgebracht. Wenn du dich endlich mal umdrehen willst?“

„Was? Schon so früh?“ Ellen drehte sich um. „Aber ich habe noch gar nicht ...“ Sie verstummte.

Neben Thom stand ein kleiner Junge. Er trug eine abgewetzte Windjacke, und

auf dem struppigen Haarschopf saß eine amerikanische Mütze mit hochgeklapptem Schirm. In der Hand hielt er ein zerstoßenes Pappköfferchen, das mit einem Bindfaden zusammengebunden war. Er sah Ellen aus großen braunen Augen verschüchtert an.

Thom genoß Ellens Überraschung. „Dies ist Karl Gotthold", sagte er stolz. „Zu Hause nennen sie ihn Kalle. Er wird für drei Wochen unser Gast sein, weil seine Mutter krank ist. Vielleicht auch viel länger — wenn wir uns vertragen." Er beugte sich zu dem Kleinen herab. „Und das ist Tante Ellen", sagte er. „Geh hin und sag ihr guten Tag."

Kalle stellte sein Köfferchen hin, ging auf seinen mageren Beinen Ellen entgegen und streckte ihr eine kleine schmutzige Hand hin.

Ellen rührte sich nicht. Sie war kalkweiß geworden. Sie sah Tom an. „Ich — verstehe nicht . . ." stammelte sie.

Thom lachte. „Das glaube ich. Es sollte auch eine Überraschung sein, nicht Kalle?"

Der Junge stand wie eine kleine Salzsäule vor Ellen.

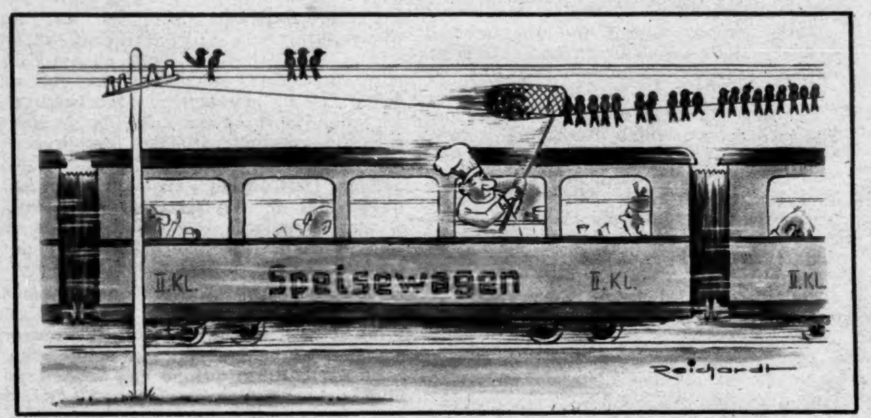
„Aber Thom", sagte Ellen, „wie kannst du . . ."

„Sag ihm erst mal guten Tag, Ellen", unterbrach er sie schnell. „Alles weitere besprechen wir nachher."

Ellen biß sich auf die Lippen. Sie gab dem Jungen die Hand. „Guten Tag, Karl", sagte sie mühsam. „Ich habe jetzt leider nicht viel Zeit für dich. Hast du schon zu Abend gegessen?"

Kalle schüttelte den struppigen Kopf.

„Dann wird dich mein Mann jetzt zu Gisela in die Küche bringen." Sie sah Thom auffordernd an.



Thom runzelte die Stirn. Dann nahm er das Köfferchen auf. „Komm, Kalle!"

Ellen sah den beiden nach. Die Olivenschale in ihrer Hand zitterte. Sie stellte sie auf den Tisch und ging zur Tür. „Thom!" rief sie. Ihre Stimme klang ein wenig scharf. „Thom!"

Es dauerte eine Weile, bis er zurückkam. Ellen schloß hinter ihm die Tür. „Thom, wie konntest du nur, ohne mich zu fragen . . ."

Er fiel ihr ins Wort. „Aber Kind, freust du dich denn nicht? Er ist ein netter kleiner Kerl. Du wünschst dir doch . . ."

„Ich will keine fremden Kinder haben!"

Er nahm sie lächelnd bei den Armen. „In ein paar Tagen ist er dir nicht mehr fremd. Beumelin hat ihn mir ans Herz gelegt. Er kennt die Verhältnisse genau . . ."

Sie machte sich heftig los. „Ich weiß!" antwortete sie scharf. „Beumelin hat dasselbe bei mir auch schon versucht, und ich habe es natürlich abgelehnt. Die Mutter ist unheilbar krank, und der Vater lebt nicht mehr. Beumelin weiß nicht, was in dem Jungen steckt, und du weißt es auch nicht. Und im übrigen — ich habe ihn mir nicht gewünscht."

„Aber Liebling", sagte Thom ruhig. „Er soll ja nur erst mal für drei Wochen hierbleiben. Weiter nichts. Wir können dann immer noch sehn."

Sie trat dicht an ihn heran. „Thom, bitte, bring ihn sofort zurück!"

Sein Gesicht verdunkelte sich. Er war maßlos enttäuscht. Er hatte nicht erwartet, daß sie den Jungen mit offenen Armen aufnehmen würde, aber etwas mehr Bereitschaft hatte er bei ihr zu finden gehofft. Und nun tat sie so, als hätte er ihr einen bösen Streich gespielt. „Es tut mir leid, Ellen", sagte er verstimmt, „ich habe der Mutter gesagt, daß der Junge drei Wochen bei uns bleiben wird. Für sie ist das eine große Erleichterung. Und für uns . . ."

„Eine unnötige Belastung", unterbrach sie ihn.

Er versuchte es noch einmal. „Ellen", sagte er, „du hast dir doch ein Kind gewünscht. Und ich . . ."

„Ja", antwortete sie erregt, „aber keinen achtjährigen Bengel, den Beumelin irgendwo aufgelesen hat."

Er zog die Augenbrauen zusammen. „Gut", sagte er. „Dann bitte ich dich, den Jungen für die drei Wochen als meinen Gast zu betrachten. Platz genug ist ja für ihn. Das Fremdenzimmer steht leer."

„Wenn du für ihn sorgen willst!"

„Das werde ich tun", sagte er zornig und ging hinaus.

Ellen blieb lauschend stehen. Sie hörte, wie er mit dem Jungen sprach, ruhig und kameradschaftlich, so wie er immer mit Kindern umging. Sie ließ sich in einen Sessel fallen. Sie war dem Weinen nahe. Ich mag ihn nicht, diesen mageren, struppigen Bengel! dachte sie. Ich will ein Kind von Thom! Eines, das seine Augen hat oder seine Stirn oder seine Hände.

Draußen ging die Küchentür. Thoms Schritte kamen über die Diele. Er ging mit dem Jungen nach oben. Sie hörte, wie das Badewasser eingelassen wurde. Die Tränen saßen ihr in der Kehle. Ausgerechnet an diesem Abend mußte er mit dem Jungen kommen! Am liebsten wäre sie hinaufgelaufen. Sie konnte sich vorstellen, was er jetzt mit dem Bengel für eine Überschwemmung im Badezimmer anrichten würde. Aber sie bezwang sich. Er sollte wissen, daß sie in diesem Falle zu keinem Zugeständnis bereit war.

Sie blieb still sitzen, bis die ersten Gäste kamen. Wie sie erwartet hatte, waren es Schneidewinds. Sie nahm sich zusammen und ging ihnen mit strahlendem Lächeln entgegen. —

Ruth kam als letzte. Als sie ins Zimmer trat, stand Ellen neben Schneidewind am kalten Büfett. Schneidewind stieß seinen dicken Zeigefinger in Richtung auf eine Schüssel. „Und was ist das für eine interessante Mischung, gnädige Frau?"

Ellen blickte zu Ruth hinüber. Die Frisur ist gut, dachte sie. Aber weshalb hat sie wieder dies unmögliche Kleid an? „Indischer Reissalat", sagte sie zu Schneidewind, ohne Ruth aus den Augen zu lassen. Sie sah, wie Rohrbach auf Ruth zuging und sie lebhaft begrüßte. Es war, als habe er die ganze Zeit auf sie gewartet. Rohrbach war ein riesenhafter Mensch mit einem großen, traurigen Boxergesicht, das im Augenblick jedoch in ehrlicher Freude erstrahlte. Er schien Ruths reizloses Kleid völlig zu übersehen.

„Wo bleibt eigentlich der Hausherr?" fragte Schneidewind unternehmungslustig.

Ellen fuhr zusammen. „Der kommt gleich." Sie stellte den Plattenspieler an. „Kommen Sie, wir fangen an." Schneidewind verbeugte sich erfreut.

Ellen sah, wie Rohrbach Ruth aufforderte. Aber sie kamen nicht zum Tanzen, denn nun erschien endlich Thom. Es gab ein allgemeines fröhliches Geschrei. Nachdem er alle Gäste begrüßt hatte, blieb er bei Ruth stehen.

Ellen zog Schneidewind zu einer Sitzecke. „Wollen Sie mir ein Glas Wein geben?"

Er schenkte liebevoll ein. „Sehr zum Wohl, gnädige Frau!" Genießerisch schmeckte er den Wein ab. „Eine gute Sorte", lobte er. Seine blaßblauen Quellaugen gingen an Ellen herunter. „Was Sie wieder für ein raffiniertes Kleid anhaben, gnädige Frau!"

Ellen lächelte und trank durstig ihr Glas aus. Sie ertrug mit Gleichmut seine Komplimente, und sie rückte auch nicht von ihm ab, wenn sich seine schwere, warme Hand gelegentlich auf ihren nackten Arm legte. Frau Schneidewind hatte Rohrbach ganz mit Beschlag belegt. Geduldig lauschte er auf ihr Geschwätz. Nur ab und zu ging ein sehnsüchtiger Blick hinüber zu Ruth.

Ruth stand noch immer neben Thom. —

Kalle Gotthold konnte nicht schlafen. Er hatte noch niemals in so einem Bett gelegen. Es war groß und wunderbar weich, so weich, daß man kaum wagte, sich richtig hineinzukuscheln. Kalle hatte ein blütenweißes Nachthemd an. Aber er schämte sich, weil es ein Mädchennachthemd war, mit einem rosa Blumenmuster an den Säumen. Außerdem waren die Ärmel viel zu lang. Es gehörte nämlich seiner großen Schwester. Er war nur froh, daß die schöne fremde Dame da unten es nicht sah.

Kalle hatte die Nachttischlampe angeknipst. Die Nachttischlampe war eine erregende, zauberhafte Sache. Man brauchte nur auf einen goldenen Knopf zu drücken, dann ging sie an. Sie verbreitete ein sanftes Zauberlicht, wie er es manchmal in den Eingängen der Cafés in der Königstraße gesehen hatte.

Das ganze Zimmer war wie aus einem Märchen. Der Schrank und der Tisch und der kleine blaue Sessel und der weiche Teppich. Wenn man barfuß darüber ging, war es, als ginge man auf einer weißen Wolke.

Obwohl Kalle Gotthold das Zimmer unwahrscheinlich schön fand, fühlte er sich doch ein bißchen unbehaglich darin. Seine Hose und seine abgewetzte Jacke lagen auf dem blauen Sessel, und es war ihm, als würde der Sessel dadurch entweiht. Außerdem war er sehr allein hier oben. Zu Hause schliefen sie alle in einem Raum, und er hatte nachts immer Mutters schweren Atem gehört.

Kalle war nie auf die Idee gekommen, daß er seine Mutter liebte, aber jetzt hatte er plötzlich Sehnsucht nach ihr.

Von unten kam gedämpfte Musik und Stimmengewirr und Lachen. Er kannte das von der Kneipe aus der Hafenstraße. Er liebte die Geräusche, die aus der Kneipe kamen, sie waren aufregend und geheimnisvoll, und es war ihm immer, als spielte sich hinter dem dunklen Filzvorhang, der den Eingang verdeckte, das wahre Leben ab.

Aber die wirren Geräusche da unten waren doch anders als die der Kneipe. Die Musik war nicht so laut und schreiend, und das Gelächter war leiser und vornehm. In der Kneipe da grölten sie. Aber wie sollte auch eine so feine Dame wie die Frau von Onkel Thom grölen?

Kalle hörte, wie unten eine Tür aufging. Für einen Augenblick wurden die Musik und das Gelächter lauter. Dann kamen Schritte die Treppe hinauf.

Kalle erschrak. Wenn das nun die Dame war? Und wenn sie ihn in dem Mädchennachthemd sah und ihn auslachte? Er drückte hastig auf den goldenen Knopf der Nachttischlampe und ließ sich in das weiche Kopfkissen zurückfallen.

Die Schritte kamen immer näher. Kalles Herz klopfte.

Dann ging die Tür auf.

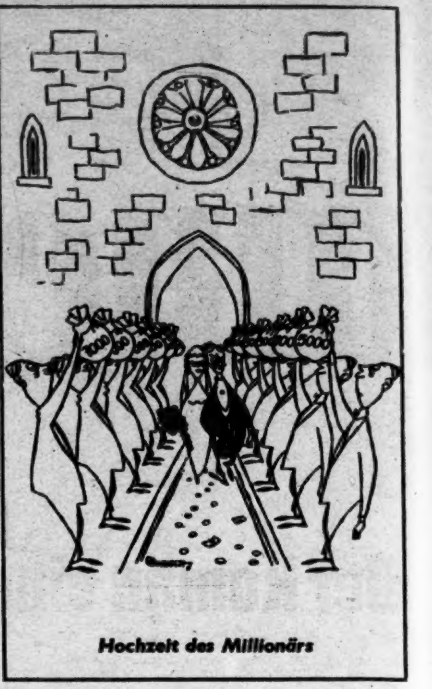
Kalle lag ganz still.

„Kalle! Schläfst du?" flüsterte eine Stimme. Es war Onkel Thom.

Kalle atmete erleichtert auf. „Nein", flüsterte er zurück.

Onkel Thom machte das Licht an. Er trug einen schwarzen feierlichen Anzug, so einen wie die Kellner im Sommer auf Wilhelmshöhe anhaben, nur sauberer und mit glänzenden Aufschlägen. Er sah wunderbar aus in dem Anzug.

Thom schloß die Tür hinter sich und ging an Kalles Bett. „Warum schläfst du denn nicht, Kalle? Gefällt es dir bei uns nicht?"



Hochzeit des Millionärs

„Doch", sagte Kalle. Er hatte die Bettdecke bis ans Kinn gezogen, wegen der rosa Blumen an seinem Nachthemd.

Thom setzte sich auf die Bettkante. „Stört dich die Musik unten?" fragte er.

„Nee", sagte Kalle. „Gar nicht. Bei uns ist ja so 'ne Kneipe —"

Thom betrachtete ihn lächelnd. „Du bleibst drei Wochen bei uns, Kalle", sagte er dann. „Bis dahin ist vielleicht deine Mutter wieder gesund."

„Nee", sagte Kalle, „die ist immer krank."

Thom hustete heftig. Dann sagte er: „Na, wir wollen mal sehen. Also, was ich sagen wollte: Meine Frau, ich meine die Tante Ellen, der geht es augenblicklich nicht gut, weißt du?"

„Fällt die auch immer um?" fragte Kalle interessiert.

„Wieso?"

„Was meine Mutter ist", erklärte Kalle, „die fällt nämlich immer um."

Thom unterdrückte ein Lachen. „Das ist sehr schlimm", sagte er. „Aber so krank ist Tante Ellen nicht. Ich meinte nur, daß sie vielleicht morgen nicht so freundlich zu dir ist. Aber du mußt sehr nett zu ihr sein, Kalle."

Kalle nickte ernst.

„Sie hat kleine Jungen sehr gern", fuhr Tom fort. „Du wirst das schon sehen."

Wieder nickte Kalle ernsthaft.

„Na, das wär's" sagte Thom. „Und morgen brauchst du nicht in die Schule. Und wenn ich von der Arbeit zurückkomme, dann spielen wir ein bißchen zusammen. Gute Nacht, Kalle. Schlaf gut!" Er ging zur Tür und machte das Licht aus.

Kalle richtete sich auf. „Sie, Onkel", rief er leise.

„Ja, was denn?"

„Fahren wir morgen wieder mit dem Auto?"

Thom lachte. Natürlich! Aber du kannst ruhig du zu mir sagen. Und ich heiße Onkel Thom! Klar?"

„Ja, Onkel Thom", sagte Kalle.

Als Thom auf den Flur trat, stand Ruth vor ihm. „Hallo, Ruth", rief er überrascht, „wen suchst du denn hier?"

Ruth wurde flammend rot. „Ich ... Ich ... wollte sehen ... wo du steckst ..."

„Wie nett von dir!" Er betrachtete sie lächelnd. „Wie hübsch du rot werden kannst! Oder bist du so schnell die Treppe heraufgelaufen?" Er nahm sie bei der Hand. „Wollen wir tanzen?"

„Ja — gern."

Er schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken. „Moment", sagte er und hielt sie zurück. „Komm, ich zeige dir was."

Sie sah ihn fragend an.

„Meinen zukünftigen Sohn", sagte er.

„Deinen — Sohn?"

„Ja, willst du ihn sehen?" Er öffnete die Tür und knipste das Licht wieder an.

Kalles struppiger Kopf hob sich aus den Kissen.

„Das ist er", sagte Thom stolz. „Er heißt Kalle. — Laß dich nicht stören, Kalle", sagte er zu dem Jungen. „Das hier ist Tante Ruth. Du wirst sie noch kennenlernen."

Kalle lächelte höflich.

Thom machte das Licht aus und schob Ruth hinaus. „Na, was sagst du nun?"

Sie wandte sich zu ihm um. „Ich bin sprachlos. Und — ihr wollt ihn wirklich behalten?"

„Er ist erst mal für drei Wochen hier. Wenn wir gut miteinander auskommen, dann wird er bei uns bleiben."

Ruth sah in sein strahlendes Gesicht. Sie wollen ihn behalten, dachte sie verwirrt. Das heißt doch ... das heißt doch ... Und plötzlich begriff sie, was das hieß. Großer Gott, dachte sie, das ist der Ausweg! Und das andere — das, was Ellen will ... Es war ihr, als hätte sie bis zu dieser Sekunde eine schwere Last getragen, die ihr Thom nun abgenommen hatte.

„Wie findest du ihn?" fragte Thom erwartungsvoll.

Sie lachte ihn an, grenzenlos erleichtert. „Nett", sagte sie. „Ein reizender kleiner Kerl! Was er für einen Wuschelkopf hat. Nein, Thom, eine herrliche Idee!"

„Findest du wirklich?"

„Ja, ja", sagte sie glücklich. Alle Verlegenheit war plötzlich von ihr gefallen. Sie breitete die Arme aus und legte sie ihm auf die Schultern. „O Thom, wie ich mich freue!"

Er lachte lautlos und zog sie an sich. „Mensch, Ruth", sagte er, „du bist ein prachtvolles Mädchen." Dann küßte er sie.

Ruth spürt seine Hände auf ihrem Rücken. Sie sieht seine dunklen lächelnden Augen dicht über sich. Sie hat auf einmal ein sonderbar weiches Gefühl in den Knien. Sie läßt den Kopf hinten übersinken und während sie seinen Mund fühlt, öffnet sie ein wenig die Lippen und küßt ihn wieder. Sie ist wie verzaubert. Auf einmal ist er nicht mehr der gute kameradschaftliche Freund — und auch nicht der ferne Gott, der im Werk hoch über ihr steht. Auf einmal ist er ein ganz anderer Mann, einer, der einem den Atem benimmt und in dessen Armen man eine Ewigkeit liegen möchte — —

Sie erschrak und drehte heftig den Kopf zur Seite. Es war ihr, als sähe sie Ellens zustimmendes Lächeln. Was wußte denn Ellen von dem, was eben in ihr vorgegangen war! Sie riß sich los und lief entsetzt die Treppe hinunter.

„Ruth!" rief Thom ihr nach.

Auf der letzten Stufe holte er sie ein. „Du kleiner Kindskopf!" sagte er fröhlich „Ich darf dir doch wohl noch einen Kuß geben!" Er hakte sie ein und zog sie ins Wohnzimmer.

Ellen sah ihnen mit großen Augen entgegen und lächelte.

Ruth lächelte zurück. Weshalb hat sie mir das mit dem Jungen nicht gesagt? dachte sie. Nun ist doch alles gut!

Der riesige Herr Rohrbach kam auf sie zu und forderte sie zum Tanzen auf.

Sie machte sich von Thom los und folgte Rohrbach ins Nebenzimmer. —

Für den Rest des Abends wich Rohrbach nicht von Ruths Seite. Ihr war das recht. Jedesmal, wenn sie Thom ansah, mußte sie an den Kuß denken. Und jedesmal überlief sie ein kleines, gefährliches Prickeln.

Thom schien es längst vergessen zu haben. Er tanzte erst mit Ellen und dann mit Frau Schneidewind, und schließlich unterhielt er sich laut und fröhlich mit dem Rechtsanwalt Schulz. —

Um zwei verabschiedete sich Frau Schneidewind geräuschvoll und herzlich.

Danach folgte der allgemeine Aufbruch.

In dem Gedränge auf der kleinen Diele schob Ruth sich an Ellen heran. „Auf Wiedersehen, Ellen. Du, ich freue mich ja so mit euch!"

Ellen schien sie nicht zu verstehen. Sie hielt ihre Hand fest und zog sie in den Windfang hinaus. „Ruth", sagte sie leise, „du hast nicht vergessen, was wir besprochen haben?"

„Wieso?" fragte Ruth verwirrt. „Ich dachte ..."

Sie wurden von Rohrbach unterbrochen, der Ruth seinen Wagen für die Heimfahrt anbot.

Ellen sah ihr fest in die Augen. „Auf Wiedersehen, Ruth!" Dann ließ sie ihre Hand los.

*

Sie saßen zu dritt am Frühstückstisch: Thom, Ellen und der Junge. Ellen war blaß und übernächtigt. Nachdem die Gäste gegangen waren, hatte sie eine lange fruchtlose Auseinandersetzung mit Thom wegen des Jungen gehabt. Thom hatte nicht nachgegeben. Er hatte darauf bestanden, daß der Junge drei Wochen im Hause blieb, und es war ihr schließlich nichts anderes übriggeblieben, als sich vorläufig damit abzufinden.

Kalle schien die Verstimmung zwischen Thom und Ellen zu fühlen. Er saß klein und mager auf seinem Stuhl und wagte kaum zu atmen.

„Noch ein Brötchen, Kalle?" fragte Thom.

Kalle blickte schüchtern auf den Brötchenkorb, dann auf Ellen und schüttelte schließlich den borstigen Kopf.

„Na, du willst doch nicht behaupten, daß du schon satt bist!" Thom nahm einen von den goldbraunen Knüppeln, bestrich ihn dick mit Butter und legte ihn auf Kalles Teller.

„Danke", sagte Kalle.

Ellen griff nach der Kaffeekanne. „Möchtest du noch?"

Kalle nickte.

Ellen schob ihm die Zuckerdose hin.

Kalle versuchte, mit der Zuckerzange ein Stück herauszuangeln, aber es gelang ihm nicht.

„Nimm ruhig die Finger", sagte Thom.

Kalle legte die Zuckerzange beiseite, und da er währenddessen auf die blitzende Zuckerdose starrte, merkte er nicht, daß die Zange in seiner Kaffeetasse landete.

Ellen nahm sie seufzend heraus.

Kalle wurde blutrot.

Thom lachte. „Das ist alles nicht so einfach, nicht Kalle?" Er nahm ihm die Zucker-

Putten am Gebälk im Thronsaal der Residenz in Kempten.

Ein Stück zum Neuen Jahre

Ein Prosit Neujahr wünschen wir Ihnen heute. Nehmen Sie die beiden liebenswerten Putten, die so froh und verspielt um den Rebstock fliegen, als Symbol für ein glückliches Neues Jahr. Vergessen Sie die Freude nicht, schweben Sie über alles Widerwärtige einfach hinweg — hinweg zu den Reben und zu dem, was erfahrene Hände daraus brennen: den guten Weinbrand von Stück. „Verkosten" Sie den Stück 1826 bei Zimmertemperatur, trinken Sie ihn mit Bedacht! Er schmeckt so mild und charaktervoll und ist doch so preiswert, ja mehr als seinen Preis wert!

Stück 1826

der milde, charaktervolle Weinbrand, je 1/1 Fl. 9,75 M.

Ein besonders guter Stück
GOLDSTÜCK ... Fl. 14.50 M.

5/10

dose aus der Hand und ließ drei Stücke in seine Tasse fallen.

Kalle rührte ungeschickt um und ließ den Löffel in der Tasse stehen.

Ellen nahm ihn heraus.

Kalle duckte sich erschreckt zusammen und kaute mühsam an seinem Brötchen.

Kalle hatte noch nie an einem so hübschen Frühstückstisch gesessen. Aber er hatte auch noch nie solchen Schwierigkeiten gegenübergestanden, wie an diesem Morgen. Er war sehr unglücklich. Er hätte viel lieber in der Küche gesessen, zusammen mit dem Mädchen Gisela, das gestern abend so nett zu ihm gewesen war. Hier, unter den kritischen Blicken der schönen Tante Ellen, quoll ihm jeder Bissen im Mund.

Ein Glück, daß wenigstens Onkel Thom da war. Aber der würde gleich wegfahren. Und dann würde Kalle mit Tante Ellen zurückbleiben. Davor hatte er Angst.

Als sie mit dem Frühstück fertig waren, hatte Kalle einen großen Marmeladenfleck auf das Tischtuch gemacht, er hatte sein Brötchen mit dem Gesicht nach unten auf den Teppich fallen lassen und beim Versuch, es aufzuheben, das Sahnekännchen umgestoßen. Und jedesmal hatte Tante Ellen alles schweigend wieder in Ordnung gebracht. Es wäre Kalle lieber gewesen, wenn sie einfach ‚du Döskopp' gesagt und ihn in die Küche geschickt hätte. Aber so was tat sie nicht. Sie seufzte nur und sah Onkel Thom vorwurfsvoll an.

Als Thom sich erhob, stand auch Kalle auf. „Thom", sagte Ellen.

Thom drehte sich um. Ellen sah ihn bittend an. „Kommst du heute zum Essen?"

„Nein", sagte Thom. Er zögerte einen Moment, dann ging er auf Ellen zu und küßte sie auf die Stirn. „Sei nett zu dem Jungen!" sagte er leise.

Sie lächelte krampfhaft.

An der Haustür sagte Thom zu dem Jungen: „Also, Kalle, nun muß ich zur Arbeit. Unten im Keller liegt ein Fußball, den laß dir von Gisela geben. Und sei nett zu Tante Ellen, ja?"

Kalle nickte stumm.

Als Thom am Garagentor stand, hörte er Kalles Stimme hinter sich. „Onkel Thom!"

„Na was denn, mein Junge?"

Kalle rannte auf ihn zu. „Kann ich ..." stammelte er, ganz atemlos vom schnellen Laufen, „kann ich — nicht mitfahren?"

Thom legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Nein, Kalle, das geht wirklich nicht. Nun geh mal rein zu Tante Ellen. Du bist doch ein großer Junge!"

Kalle machte kehrt und ging zum Haus zurück. So groß bin ich noch gar nicht, dachte er unglücklich. —

Ellen gab sich Mühe. Sie ließ von Gisela den Fußball holen, nahm den Jungen bei der Hand und führte ihn in den Garten. „Na, nun spiel mal schön", sagte sie freundlich. Kalle trollte sich.

Ellen sah ihm nach. Du lieber Himmel, dachte sie, man muß ihn ein bißchen rausfüttern; dann ist er wenigstens nicht umsonst hier gewesen.

Kalle brauchte eine halbe Stunde, um den Garten kennenzulernen. Er gefiel ihm nicht besonders. Es war alles so ordentlich und sauber wie in den Anlagen der Aue, wo man nur spazierengehen durfte. Wenn es wenigstens ein Versteck gegeben hätte, wie in der Hafenstraße auf dem Bauplatz.

Er machte sich auf die Suche nach einem Versteck und fand schließlich einen geeigneten Platz in einem Staudenbeet.

Als das Versteck fertig war, hörte er in der Nähe die Stimme der Tante.

Vorsichtig kroch er heraus.

Ellen vergaß alle guten Vorsätze, als sie die Verwüstung ihres Staudenbeetes sah. „Karl", sagte sie scharf, „du bist wirklich ungezogen. Du hast mir mein ganzes Beet zerstört!"

Kalle zog schuldbewußt seinen struppigen Kopf ein. Er war über und über mit feuchter Erde beschmiert.

„Und wie du aussiehst!" fuhr Ellen ärgerlich fort.

Kalle gab keine Antwort.

Ellen schüttelte ergeben den Kopf. „Nun komm in die Küche", sagte sie und ging voraus.

Kalle mußte sich gründlich die Hände waschen, und Gisela versuchte mit einem feuchten Tuch seinen Anzug sauber zu kriegen. Sie war längst nicht so nett wie am Abend vorher.

„So", sagte Ellen etwas freundlicher, „da ist Kakao für dich."

Kalle setzte sich an den Küchentisch. Er witterte den angenehmen Duft des Kakaos. Ihm wurde ein wenig wohler.

„Nun trink mal", sagte Ellen. „Das ist gesund. Du mußt ein bißchen kräftiger werden." Und sie schob ihm einen Teller mit einem Wurstbrot hin.

Kalle umfaßte den Becher mit beiden Händen. Aber dann sah er zu seinem Entsetzen, daß eine dicke Haut auf dem Kakao schwamm.

„Er ist schön süß", sagte Ellen.

Kalle hob den Becher an den Mund, aber er konnte nicht trinken. Beim Anblick der Haut wurde ihm ganz übel.

„Magst du keinen Kakao?" fragte Ellen.

„Doch", flüsterte Kalle. Er wagte nicht zu sagen, daß Kakao mit Haut schlimmer war als ungesüßter Haferschleim.

„Na also", sagte Ellen und sah ihn aufmunternd an.

Kalle bezwang sich unter ihren Blicken und trank. Als er die Haut auf der Zunge fühlte, überfiel ihn ein Würgen. Er versuchte zu schlucken, aber sein Hals wollte nicht. Er mußte husten, und dann geschah die Katastrophe, die er hatte vermeiden wollen. Es gab eine kleine Explosion und der Kakao wurde gleichmäßig auf sein Kinn, sein Hemd und das Wurstbrot versprüht. Entsetzt stellte er den Becher hin und starrte zu Boden.

O du lieber Gott, dachte Ellen, was hat Thom mir da aufgeladen! Sie holte ein Küchentuch und wischte Kalle das Gesicht und das Hemd ab. „Nun trink", sagte sie sanft.

Kalle schüttelte stumm den Kopf.

Ellen sah verzweifelt auf ihn herab. Sie mußte an den kleinen struppigen Köter denken, den Thom einmal mitgebracht hatte. Am nächsten Tag hatte sie ihn dem Tierasyl übergeben. Thom hatte getobt; er war sofort hingefahren, um das Tier zurückzuholen, aber es war schon tot gewesen. Woher hatte sie wissen können, daß man die Tiere dort umbrachte? Trotzdem hatte Thom ihr das nie vergessen.

Diesmal war es kein kleiner, Hund, sondern ein magerer, verstockter, struppiger, kleiner Mensch. Das war schlimmer.

Sie klappte seufzend das Wurstbrot zusammen und gab es Kalle in die Hand.

Sichtlich erleichtert rutschte der Junge vom Stuhl herunter.

„Karl", sagte sie, „du darfst nicht auf die Beete gehen, hörst du?"

Kalle nickte und lief hinaus.

Eine Weile stand er im Garten und kaute an dem Wurstbrot herum. Aber es schmeckte ihm nicht. Die Angst saß wie ein böses Tier in seinem kleinen mageren Bauch. Die Angst vor der Fremdheit hier und vor der Tante, die nie richtig schimpfte, sondern ihn mit ihren dunkelblauen Augen so durchdringend ansah, daß ihm die Knie ganz zittrig wurden.

Er wickelte das Brot in sein Taschentuch und schob es in die Windjacke. Dann dribbelte er den Fußball ein bißchen ums Haus herum, und als er im Vorgarten war, trat er mit aller Kraft dagegen.

Der Ball flog im hohen Bogen auf die Straße. Kalle lief hin und nahm ihn auf.

Unschlüssig blickte er sich um. Die Straße war still. Es war eine schöne Straße, so eine, in der nur reiche Leute wohnten, mit sauberen Vorgärten und vielen Blumen darin. Ihr Name war genauso schön. Sie hieß ‚Im Rosental'. Und wenn man ein Stück weiter ging, dann hatte man einen weiten Blick über die Stadt. Fast bis Bettenhausen konnte man sehen. Aber was nützte das, denn weit und breit war kein Junge, mit dem man hätte spielen können.

Kalle wurde plötzlich von einer übermächtigen Sehnsucht nach dem heiseren Geschrei der Jungen in der Hafenstraße überfallen. Die Sehnsucht war so groß, daß ihm das Herz weh tat.

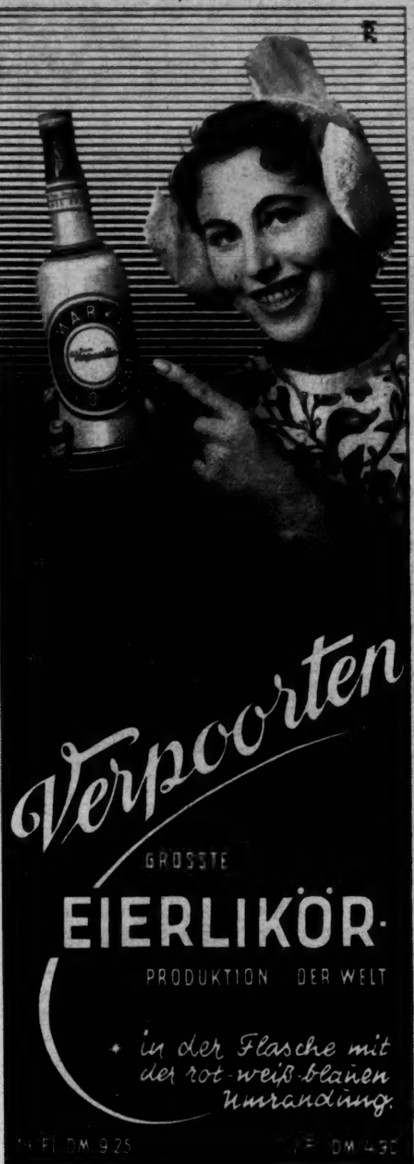
Er ging versuchsweise ein Stück die Straße hinauf. Eigentlich brauchte man nur immer so weiter zu gehen ... Der Ball fiel ihm ein, den er unter dem Arm trug. Er lief ans Gartentor zurück und legte ihn dort behutsam nieder.

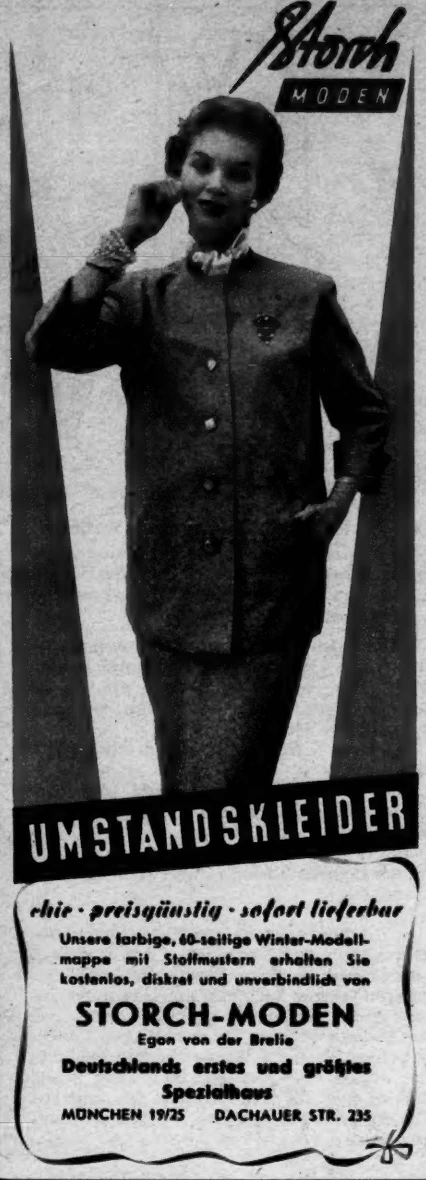
Dann duckte er sich und schlich, gedeckt durch den Zaun, die Straße entlang. Sein Herz klopfte. Als er beim Nachbargrundstück angekommen war, begann er zu laufen. Er lief so schnell, wie ihn seine mageren Beine trugen. Mit eingezogenem Kopf rannte er in die Freiheit. Und die ganze Zeit fühlte er sich von den dunkelblauen Augen der Tante verfolgt, vor denen er solche Angst hatte. —

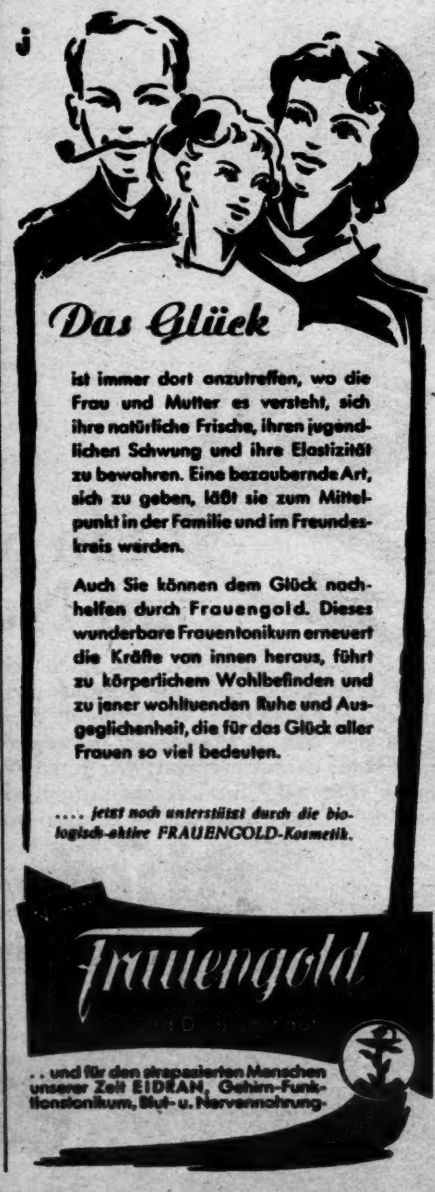
Als Ellen den Jungen zum Mittagessen rief, bekam sie keine Antwort. Sie ging durch den Garten. Vorn am Tor lag einsam der Fußball.

Ellen erschrak. Sie holte Gisela aus dem Haus, und sie suchten gemeinsam den Garten und die Straße ab. Sie sahen im Fremdenzimmer nach und sie stiegen auf den Boden. Der Junge war nicht zu finden.

Ellen dachte an Thom, und eine dumpfe Angst stieg in ihr hoch. Sie sah den mage-







ren kleinen Jungen irgendwo einsam im Walde herumirren oder tot auf der Straße liegen. Und sie dachte wieder an den struppigen kleinen Hund von damals. Ihre Knie begannen zu zittern.

„Sicher ist er nach Hause gelaufen", sagte Gisela beruhigend.

Ellen fuhr herum. „Glauben Sie? Ja, natürlich . . ."

Erleichtert lief sie zum Telefon und rief Beumelin an. Seine Sprechstundenhilfe meldete sich. „Ach bitte", sagte Ellen befangen, „können Sie mir die Adresse von Frau Gotthold geben? Sie wissen doch, die Mutter von dem Jungen, der . . ."

„Aber natürlich — Moment — Hafenstraße 38. Ist etwas . . ."

„Nein, nein", sagte Ellen schnell. „Vielen Dank!" Sie legte auf und bestellte ein Taxi.

Eine Viertelstunde später stand sie vor der schmutzigroten Ziegelfassade des Hauses Hafenstraße 38. Ein paar Bengels lärmten auf dem Bürgersteig. Irgendwie hatten sie alle Ähnlichkeit mit dem kleinen Kalle. Aber er war nicht darunter.

In der Haustür lehnte eine Frau mit untergeschlagenen Armen. Sie trug eine schmutzige Kittelschürze und hatte Wickler in den Haaren. Ihre Nylonstrümpfe warfen Falten.

Ellens Widerwillen gegen den Jungen aus der Hafenstraße wuchs beim Anblick dieser Schlampe. Zögernd blieb sie stehen. „Verzeihen Sie bitte, wohnt hier Frau Gotthold?"

Die Frau betrachtete sie ohne Zurückhaltung von oben bis unten. „Unterm Dach, vierter Stock", sagte sie träge.

„Danke." Ellen trat ein.

Die Frau drehte sich um und starrte ihr nach.

Ellen ging schneller. Drinnen war es kühl und dämmerig. Durch ein schmales Fenster fiel trübes Licht in das Treppenhaus.

Ellen stieg die ausgetretenen Steinstufen hinauf. Sie waren einmal mit Linoleum belegt gewesen, aber davon waren nur noch kleine rote Fetzen übriggeblieben. Es roch nach gebratenem Fisch.

Auf dem Flur im vierten Stock war es fast dunkel. Ellen knipste ihr Feuerzeug an und suchte die Namensschilder ab. Endlich fand sie eine Tür mit dem verblichenen Namen Gotthold. Da keine Klingel zu finden war, klopfte sie.

Von drinnen kam eine undeutliche Antwort.

Sie drückte die Klinke herunter und stand in einer niedrigen Wohnküche mit schrägen Wänden. An einem Tisch, der mit rot-weiß kariertem Wachstuch bezogen war, saß eine Frau mit einer Nickelbrille.

„Frau Gotthold?" fragte Ellen befangen.

Die Frau erhob sich. „Ja", sagte sie und sah Ellen mißtrauisch an.

Ellen war überrascht. Sie hatte sich Kalles Mutter ganz anders vorgestellt: schmal, blaß und kränklich. Die Frau dort war eher dick. Und krank sah sie auch nicht aus. Ellen blickte sich in dem halbdunklen Raum um. Irgendwo mußte doch jetzt der Junge auftauchen. Aber die Frau war ganz allein. Ellen sah auf die Tür neben dem Herd. Vielleicht war er nebenan? Sie räusperte sich. „Ich bin Frau Conradi", sagte sie. „Ich wollte fragen, ob . . ."

Die Frau unterbrach sie. „O, Frau Conradi! Das ist aber nett, daß Sie kommen!" Sie lächelte, wischte mit ihrer Schürze eifrig den Sitz eines Stuhles ab und schob ihn Ellen zu. „Die ganze Nacht habe ich an Karli gedacht", fuhr sie lebhaft fort, „ob er sich bei Ihnen auch gut benimmt. Hat er sich gut benommen? Aber setzen Sie sich doch, Frau Conradi!"

Ellen blieb stehen. Ihre Hände wurden kalt. „Doch . . . "stammelte sie, „er hat sich gut benommen, aber . . ."

„Das freut mich", unterbrach Frau Gotthold sie lebhaft und rückte ihre Brille zurecht. „Er ist ein so lieber Kerl. Zuerst hatte er natürlich ein bißchen Angst, aber als Ihr Mann so nett zu ihm war . . ." Sie sah Ellen an. Was machte die Frau Conradi für ein merkwürdiges Gesicht? Sie stockte erschrocken. „Ist — etwas — passiert? Etwas — Schlimmes?"

Ellen drehte aufgeregt am Riemen ihrer Handtasche. „Nein, nein", sagte sie, „Sie brauchen sich nicht aufzuregen. Er ist — weggelaufen —"

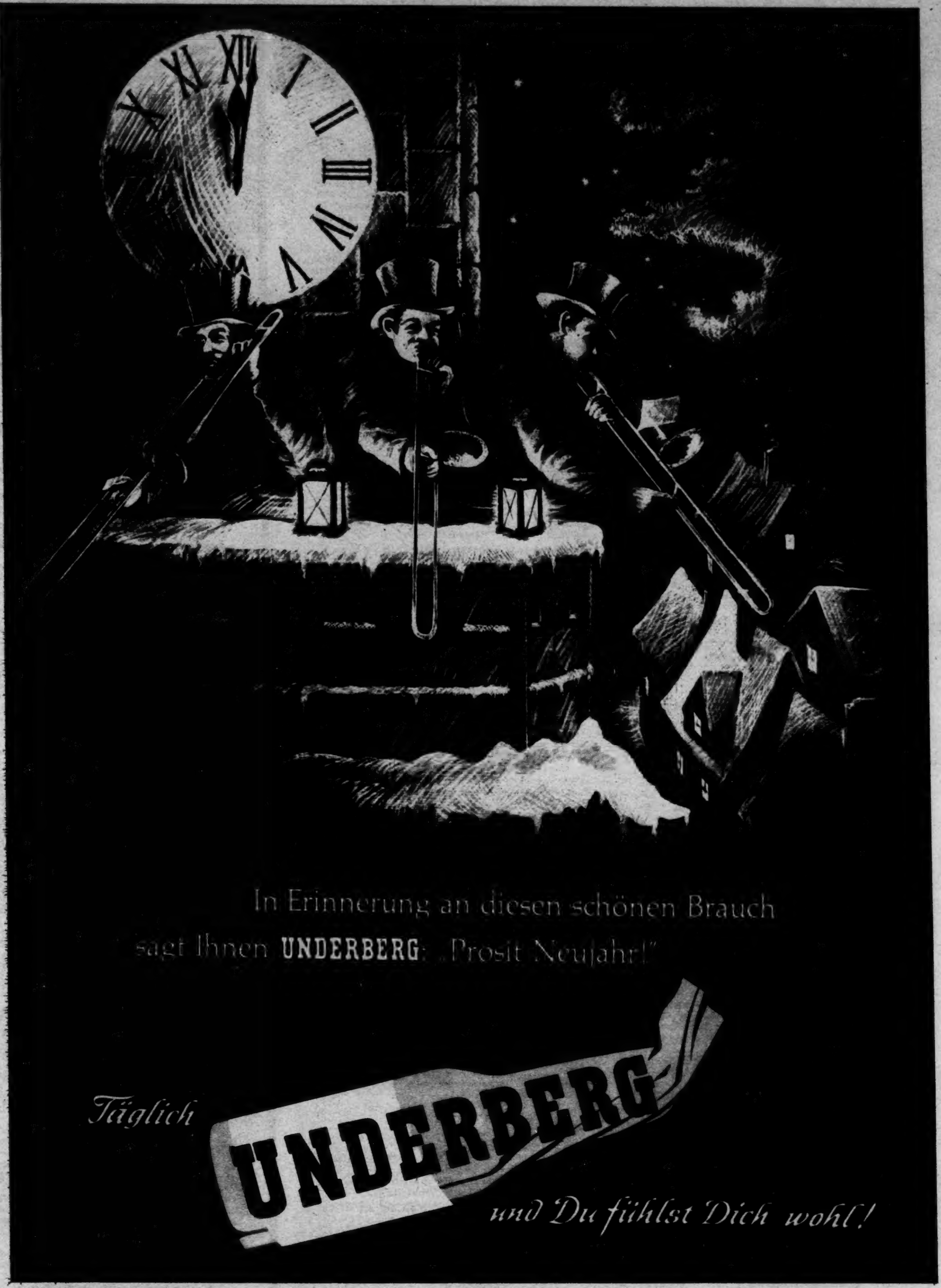
„Was", schrie Frau Gotthold. „Karli ist . . ."

„Ja. Ich — dachte, er wäre zu Ihnen zurückgelaufen . . ."

„Nein!" flüsterte Frau Gotthold.

Ellen erschrak. Frau Gotthold tastete wie blind nach der Stuhllehne. Ihr Gesicht verzerrte sich. Es wurde kalkweiß und lief bläulich an. Dann taumelte sie und fiel schwer zu Boden. Den Stuhl riß sie mit.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



Viel Glück 1956!
Neuer farbiger Gratis-Katalog
68 Seiten, 200 Bilder
Die weltberühmte HOHNER
Alle Musik-Instrumente
12 Monatsraten
LINDBERG
Größter HOHNER-Versand Deutschlands
München 15, Sonnenstr. 36

Formvollendet

das weltbekannte, garantiert unschädliche Original-Präparat „V" zur Vollentwicklung und „W" zur Erlangung vollendet schöner Körperformen ist das Geheimnis vieler glücklicher, erfolgreicher Frauen und Filmstars. Unzählige begeisterte Dankschreiben.

Illustrierte Broschüre gratis! Packung DM 8,50 direkt diskret durch uns, oder in Apotheken u. Drogerien.

INSTITUT STEIN · München-Solln 12

Gegen **Asthma** HUSTEN · BRONCHITIS hilft

das seit drei Jahrzehnten in der Praxis bewährte Silphoscalin. Diese von Hunderttausenden kurmäßig gebrauchte und damit anerkannte Spezialität, mit ihrer erprobten pflanzlichen Wirkstoffkomposition, läßt Asthma-Anfälle seltener und schwächer werden. Sie stellt den Hustenreiz ab, löst Krampfzustände, wirkt schleimlösend und entzündungshemmend; ja, das ganze Atmungsgewebe sowie die Nerven werden widerstandsfähiger und weniger reizempfindlich. Diese Vorzüge haben Silphoscalin seinen großen Ruf eingetragen. 80 Tabletten DM 2.65 (Kleinpack. DM 1.45) in allen Apotheken. Verlangen Sie kostenlos Broschüre - S 1 - von

Fabrik pharmaz. Präparate Carl Bühler, Konstanz

Eine Frage an strebsame Facharbeiter:

Wo wollen Sie 1957 stehen?

Durch Weiterbildung nach Feierabend erlernen Sie ohne Berufsunterbrechung innerhalb von zwei Jahren das theoretische Wissen, das Sie zu einer gehobenen Stellung als Werkmeister, Techniker, Betriebsleiter befähigt. Fassen Sie an der Schwelle des neuen Jahres den guten Vorsatz: Ich will weiterkommen! Das interessante Buch DER WEG AUFWÄRTS unterrichtet Sie über die von Industrie und Handwerk anerkannten Christiani-Fernlehrgänge Maschinenbau, Elektrotechnik, Radiotechnik, Bautechnik, Mathematik. Sie erhalten dieses Buch gratis. Schreiben Sie heute noch eine Karte (12 Pfg. Porto ist das wert) an das Technische Lehrinstitut

DR.-ING. CHRISTIANI KONSTANZ B 74

Die Sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 1. BIS 7. JANUAR 1956

In den verschiedenen großen Lagern sammeln sich die Kräfte. Starke zunehmende Tendenzen fördern vor allem die Wirtschaft in den verschiedenen Ländern. Auch die unteren sozialen Schichten der Völker haben davon ihren Vorteil. Trotzdem bestehen Spannungen, die durch Neuregelung von Lohnfragen allein nicht aus der Welt zu schaffen sind. Am 5./6. I. hat eine Meinungsverschiedenheit, die in einem der Länder des Westens ausgetragen wird, symptomatische Bedeutung. Im Bereich des Technischen ist allgemein Vorsicht geboten und vor allem vor Experimenten zu warnen.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Im Augenblick eilt für Sie nichts. Sie kommen genauso weit, wenn Sie etwas weniger Eifer entwickeln. Am 1./2. I. dürfen Sie einer freundlicheren Befürwortung sicher sein. Ein neues Verfahren bewährt sich glänzend.

1.—9. Januar Geborene: Ob die Aufgaben, die Sie laufend zu erledigen haben, nach Ihrem Geschmack sind oder nicht, interessiert Sie wenig. Sie sind einer lohnenderen Sache auf die Spur gekommen. Vielleicht wechseln Sie hinüber.

10.—20. Januar Geborene: Wirtschaftlich machen Sie sich zur Zeit außerordentlich. Ein Unternehmen ist richtig aufgezogen, am 2./3. I. fließen die Gewinne. Das öffentliche Interesse an Ihnen nimmt erfreulich stetig zu.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Sie sind intensiv bei der Sache, und es springt etwas dabei heraus. Am 3./4. I. sollten Sie die Erledigung einer nicht unwichtigen Angelegenheit selber in die Hand nehmen. Am 5./6. I. ist es ratsam, sich möglichst bestimmt auszudrücken.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Lassen Sie sich auf keine allzu abenteuerlichen Geschichten ein. Sie wissen, wie leicht die anderen gekränkt sind. Am 2./3. und 7./8. I. sollten Sie besser auf Ihren Vorteil sehen.

9.—18. Februar Geborene: Bei Ihnen könnte am 1. I. eine Veränderung eintreten, über die Sie nicht glücklich sind. Am 3./4. I. nützt es wenig, in Optimismus zu machen. Den 7./8. I. werden Sie nicht so bald wieder vergessen.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Bei Ihnen scheint einiges nicht in Ordnung zu sein. Es kann sich um einen Streitfall oder um die Gesundheit handeln. Am 1./2. I. gehen Sie der Verwandtschaft am besten aus dem Wege. Der 4./5. I. sichert Ihnen beruflich etwas.

28. Februar bis 9. März Geborene: Lassen Sie keine Unklarheiten darüber aufkommen, wieweit der andere mit Ihnen rechnen kann. Eine Bemerkung am 1./2. I. könnte Ihnen verübelt werden. Die Versöhnung danach hält nicht lange vor.

10.—20. März Geborene: Ihre Geschäfte gehen gut. Am 3. I. stellen Sie etwas Neues fertig, was viel Bewunderung findet. Allen Wünschen der gesteigerten Nachfrage am 7./8. I. gerecht zu werden, wird Ihnen schwerlich gelingen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Gerade Sie haben zur Zeit nicht den geringsten Anlaß, sich über mangelndes Verständnis zu beklagen. Am 1./2. und 4./5. I. brauchen Sie übrigens nur zuzugreifen, um zu haben, wonach Ihnen der Sinn stehen sollte.

31. März bis 9. April Geborene: Unter aufgeschlossenen jungen Menschen fühlen Sie sich wohl. Am 4./5. I. finden Sie sich freilich durch eine Verpflichtung, die Sie in eine andere Gesellschaft führt, in Ihrer Bewegungsfreiheit eingeengt.

10.—20. April Geborene: In diesen Tagen könnte sich einiges ereignen, was Ihnen sehr gegen den Strich geht. Am 5./6. I. sind Sie es allerdings selbst, der die Vorfälle provoziert. Sie werden es verwinden, daß alles so kam.

STIER

21.—29. April Geborene: Ein Zeugnis, das man Ihnen ausstellt, ist nicht sonderlich freundlich gehalten. Auf eine rasche weitere Verbesserung Ihrer Position können Sie danach kaum hoffen. Aber Existenzsorgen brauchen Sie nicht zu haben.

30. April bis 10. Mai Geborene: Passen Sie auf, daß Sie sich eines Vertrauens auch würdig zeigen. Ihre Kalkulationen zeugen nicht gerade von übertriebener Sorgfalt. Besonders am 3./4. I. besteht Gefahr, daß Ihnen ein Fehler unterläuft.

11.—21. Mai Geborene: Den Versuchen, Sie um Ihre Rechtsansprüche zu bringen, können Sie gelassen entgegensehen. Am 2. I. ist es wichtig, daß Sie sich nicht exponieren. Verstärkung von prominenter Seite erhalten Sie am 7./8. I.

ZWILLINGE

22.—30. Mai Geborene: Ihre Erklärungen, die Sie für Ihr Verhalten in einer persönlichen Angelegenheit abgeben, wirken wenig überzeugend. Vergrößerte Anstrengungen sind nötig, um die Position mit Erfolg zu verteidigen. Am 5./6. I. haben Sie Glück.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Neue Verhandlungen bahnen sich an. Lassen Sie sich dabei aber nur von streng sachlichen Gesichtspunkten leiten .Was Sie am 2./3. I. verkehrt anfangen, würde sich Ende Januar, Anfang Februar rächen.

10.—20. Juni Geborene: Gesellschaftliche Erfolge sollten Sie nicht so gering einschätzen wie Sie es tun. Ihre Karriere hängt davon ab. Am 3./4. I. treffen Sie den Geschmack eines wählerischen und verwöhnten Publikums genau.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Seien Sie nicht beunruhigt. Ihre Eingaben werden fristgerecht und wohlwollend bearbeitet. Auch die heimliche Aktivität Ihrer Gegner ändert daran nichts. Vom 1./2. I. dürfen Sie sich etwas wünschen, es geht in Erfüllung.

2.—11. Juli Geborene: Was Sie in der letzten Woche angekurbelt haben, entwickelt sich hoffnungsvoll. Auch wenn man Sie kritisiert, daß Sie nur ans Geschäft denken, es sollte Sie nicht beeinflussen. Nicht immer ist Konjunktur.

12.—22. Juli Geborene: Ihre neuen Anlagen erweisen sich als rentabler als Sie erwartet hatten. Wahrscheinlich möchte man Ihnen jetzt gern Ihre Idee abkaufen: 2./3. I. Aber Sie haben es nicht nötig, sich darauf einzulassen.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Ihnen bieten sich weitere Gelegenheiten, Einblicke zu gewinnen und sich über den neuesten Stand der Dinge auf Ihrem Interessengebiet zu orientieren. Am 3./4. I. können Sie zeigen, was Sie gelernt haben.

2.—12. August Geborene: Sie scheinen momentan die Abwechslung zu lieben. Wenn das nur allen gut geht. Daß Sie am 2./3. und 6./7. I. blendend abschneiden, will noch nicht viel besagen. Mit verletzten Gefühlen ist nicht zu spaßen.

13.—23. August Geborene: Sie machen sich um das Schicksal eines Ihnen nahestehenden Menschen Gedanken. Ob die Beziehung noch einmal so glücklich werden kann wie bisher, erscheint Ihnen fraglich: 2. und 4./5. I.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Die Schwierigkeiten, zu einer Einigung zu gelangen, sind erheblich. Vielleicht entschließen Sie sich doch, einen Vermittler einzuschalten. Der 1./2. I. bestätigt, daß Sie beruflich gesichert sind.

3.—12. September Geborene: Ihr augenblickliches Verhalten könnte falsch ausgelegt werden. Daß Sie sich nichts dabei denken, dürfte als Entschuldigungsgrund kaum gelten, wenn das Problem erst zur Sprache kommt: 6./7. I.

13.—23. September Geborene: Bei Ihnen klappt jetzt alles wie am Schnürchen. Leute von Rang und Einfluß stehen Ihnen zur Seite. Der 2./3. I. nimmt Sie zwar ein bißchen mit, dafür ist am 6./7. I. Zahltag für Sie. Sie dürfen sich freuen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Wiederholt werden Sie in den nächsten Tagen vor Situationen gestellt, die etwas Lohnendes für Sie enthalten. Wenn Sie vor allem am 2./3. und 7./8. I. auf Draht sind, sind Mißerfolge ausgeschlossen.

3.—12. Oktober Geborene: Sie dürfen leider nicht erwarten, daß Ihre Vorgesetzten allzuviel Verständnis für Ihre Art und Ihre berechtigten Wünsche aufbringen. Am 1./2. und 5./6. I. sind Sie in vergnügter Gesellschaft.

13.—23. Oktober Geborene: Ihr Privatleben gibt Anlaß zur Kritik. Das ist wenigstens die Meinung derer, die sich durch Sie benachteiligt fühlen, und sie werden sich nicht scheuen, Sie bloßzustellen: 4./5. I.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Sie sind wieder einmal ungeduldig und unzufrieden. Das liegt aber allein daran, daß Sie sich von dem, was zu erreichen möglich ist, falsche Vorstellungen gemacht haben. Der 3./4. I. hat für Sie ein Trostpflaster.

2.—11. November Geborene: Man hat an Ihnen allerlei auszusetzen. Bei der nächsten Unaufmerksamkeit wird man bestimmt nicht zögern, Ihnen ein Bein zu stellen. Ein Versuch, wieder an Boden zu gewinnen, lohnt am 6./7. I.

12.—22. November Geborene: Es ist angebracht, Ihre augenblicklichen Pläne nicht eher öffentlich bekanntzugeben, bis sie nicht fix und fertig sind. Mit Frauen ist die Verständigung zur Zeit schlecht. Freundlich ist nur der 3./4. I.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Zu Beginn der Woche fällt es Ihnen auch nicht leicht, sich zu behaupten. Dann wird es aber schnell schwieriger. Der gute Ausgang eines Rechtsverfahrens ist in Frage gestellt. Einen Fürsprecher finden Sie am 4./5. I.

2.—11. Dezember Geborene: Beruflich haben Sie eine unverhoffte Förderung erfahren. Jetzt müssen Sie zeigen, was in Ihnen steckt. Am 2./3. I. lassen Sie sich hoffentlich nicht zum Leichtsinn verleiten. Am 6./7. I. glänzen Sie.

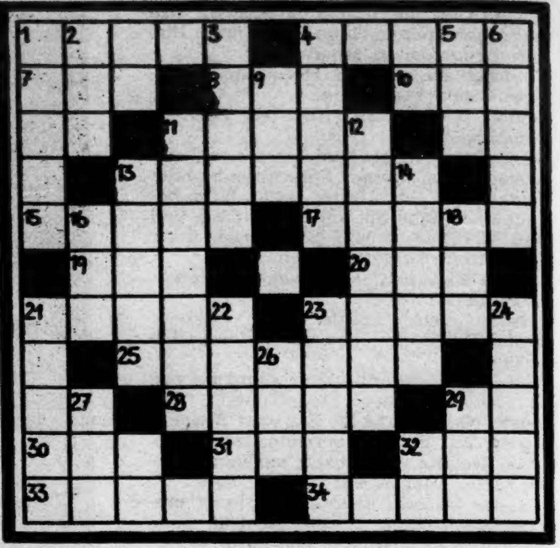
12.—21. Dezember Geborene: Wahrscheinlich ermessen Sie gar nicht recht, wie gut Sie angeschrieben sind. Um die Realisierung Ihrer Projekte brauchen Sie nicht zu bangen. Am 5./6. I. gewährt man Ihnen jeden Kredit.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 1. UND 7. JANUAR 1956

In den Kindern, die in dieser Woche auf die Welt kommen, steckt viel Phantasie. So gelangen sie oft zu überraschenden Kombinationen, die zwar nicht immer unangefochten bleiben, mit denen sie aber die ungewöhnlichsten Erfolge erzielen. Wahrscheinlich verläuft ihr Leben nur streckenweise in den vorgezeichneten Bahnen. Sie suchen etwas zu schaffen, was noch keinem vor ihnen gelungen ist. Das Glück ist ihnen gewogen. In der Zusammenarbeit mit anderen könnte es gelegentlich Spannungen geben, weil sie zuviel verlangen und persönlich viel zuwenig interessiert sind. Auch für ein Familienleben bringen einige nicht den rechten Sinn auf. Die Mädchen sind vielseitig interessiert und talentiert. Wer sie gewinnen will, muß Qualitäten haben.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. ungewöhnlich reicher Mann, 4. europäisches Gebirge, 7. Höhenzug bei Braunschweig, 8. unbestimmter Artikel, 10. Riesenschlange, 11. Titel des Kaisers von Japan, 13. Wirbelsturm in den südlichen USA, 15. Milchprodukt, 17. sittliche Lehre, Sittlichkeit, 19. Gutschein, 20. türkischer Titel, 21. Kreisstadt in der Niederlausitz, 23. Indianertrophäe, 25. männliche Nachkommen desselben Stammvaters, 28. Fluß in Schleswig-Holstein, 30. Hausflur, 31. kleine schwedische Münze, 32. Bergwiese, 33. meteorologische Erscheinung, 34. Blume. — Senkrecht: 1. abessinischer Königstitel, 2. englisches Bier, 3. Strauchfrucht, 4. Teilstaat von Vietnam, 5. griechische Göttin, 6. Nähutensil, 9. Nebenfluß der Donau, 11. Tonnengehalt eines Schiffes, 12. germanischer Heerkönig (433—493), 13. das jüdische Gesetzbuch Mosis, 14. arbeitender Körperteil, 16. finnische Hafenstadt, 18. Flußfisch, 21. leichtathletisches Sportgerät, 22. Vereinigung, Bündnis, 23. Himmelskörper, 24. tropischer Baum, 26. Abschiedsgruß, 27. Nordwesteuropäer, 29. nordischer Tauchervogel.

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

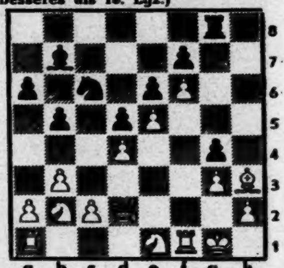
Dr. Tröger in Form

Partie Nr. 302

Französisch, gespielt um die Meisterschaft des Mittelrheins, Sinzig 1955

Weiß: Dr. Schneeweiß — Schwarz: Dr. Tröger

1. e2—e4 e7—e6 (Natürlich, seit Jahrzehnten schon ist der Führer der schwarzen Steine ein Anhänger dieser Verteidigung. Nun, nach längerer Pause wieder aktiv im Kampf, werden die alten erprobten Spielweisen wieder zur Anwendung gebracht.) 2. d2—d4 d7—d5 3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Lf8—e7 5. e4—e5 Sf6—d7 6. Lg5×e7 Dd8×e7 7. Dd1—d2 (Diese alte Entwicklung gilt auch heute noch als am nachhaltigsten.) 7. . . . a7—a6 8. f2—f4 b7—b5 (Mit der Theorie steht der Doktor auf dem Kriegsfuße, deshalb unterläßt er 8. . . . c5 und entschließt sich zu einem ungewöhnlichen Partieaufbau, um taktische Verwicklungen zu schaffen, die seinem Spieltypus gut liegen.) 9. Sc3—d1 (Natürlicher war weitere Entwicklung mit 9. Sf3, aber Weiß wird bereits nervös wegen der Neuerung?) 9. . . . Sd7—b6 10. b2—b3 Sb8—c6 11. Sg1—f3 h7—h6 12. g2—g3 Lc8—b7 13. Lf1—h3 0—0—0 Sd1—b2 Td8—g8 16. Sf3—e1 (Mehr Aussicht auf Gegenspiel bot hier a4.) 16. . . . g7—g5 17. f4—f5 g5—g4 18. f5—f6? (Ein Fehler, der sofort die Partie kostet. Es gab nichts Besseres als 18. Lg2.)



Stellung nach dem 18. Zuge von Weiß

18. . . . De7—a3 19. c2—c4 g4×h3 (Angst wegen der etwas exponierten Damenstellung kennt der Führer der schwarzen Steine nicht.) 20. c4—c5 Sb6—d7 21. Se1—c2 Da3×b2 22. Tf1—b1 (Darauf hatte sich Weiß verlassen.) 22. . . . Sc6×d4 (Aber Schwarz hat weiter gerechnet.) 23. Tb1×b2 Sd4—f3+ 24. Kg1—h1 Sf3×d2 25. Sc2—d4 Sd2—f3! (Dieser schöne Zug beendet nun sofort den Kampf.) 26. c5—c6 (Auf 26. S×f3 würde 26. . . . d4! folgen.) 26. . . . Sf3×d4 27. c6×b7 Sd7×e5 28. Ta1—d1 Sd4—f3 29. a2—a4 b5—b4 30. a4—a5 h6—h5 31. Tb2—f2 h5—h4 32. g3—g4 Tg8×g4. Weiß gibt auf. Eine typische Dr. Tröger-Partie.

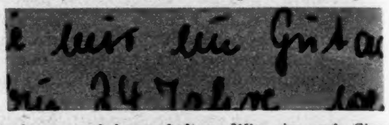
Lösung der Endspielstudie von Platow: 1. g3+ Kf4—f5 2. Td5+ Ke6 3. Td8 Ke7 4. Td3 e1D 5. Te3+ D×e3 6. S—d5+ nebst S×e3 und gewinnt. Ein wirklicher Leckerbissen!

Lösung der Endspielstudie von Rink: 1. f6 e×f6 2. Se5 L×e5 3. Ke4 Lb2 4. Kf5 und gewinnt. Ganz einfach, man muß nur auf die Idee kommen!

Graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von E. G., weiblich, 24 Jahre

Die Schreiberin wird von dem Wunsche nach Klarheit, Sicherheit und geordneten Verhältnissen bestimmt. Sie ist nicht unbesonnen und unüberlegt, sondern wünscht in allen Dingen Gewißheit zu haben. So wird sie es auch verstehen, einzuteilen, vorsichtig und umsichtig zu



planen und hauszuhalten. Wie sie auch Sinn für Ordnung, Sauberkeit und Gründlichkeit besitzt. Wille und Widerstandskraft sind gut ausgebildet, so daß die Schreiberin wohl imstande ist, sich zu etwas zu zwingen und ihre Vorsätze zu verwirklichen. Im ganzen ist die Schreiberin ein tüchtiger und fleißiger Mensch, auf den man sich verlassen kann. Ihre Intelligenz ist recht gut, ihr Denken klar und geordnet. Auch fehlt es ihr nicht an praktischer Begabung. Im übrigen ist die Schreiberin umstellungsfähig genug, um in jedem anderen Beruf sich zurechtzufinden, der ihren Neigungen entgegenkommt, sofern sie sich die nötigen Kenntnisse angeeignet hat. Eine nüchterne, trockene Beschäftigung dürfte jedoch für sie weniger geeignet sein, da sie hierzu ein wenig zu unruhig und lebhaft ist. Guter Geschmack, Schönheitsempfinden und Gefühl für Farbe, Form und Stil, sowie ihre Umgänglichkeit und Freundlichkeit im mitmenschlichen Verkehr könnten nahelegen, daß sich die Schreiberin einer Beschäftigung zuwendet, wo diese Fähigkeiten nutzbringend verwertet werden (evtl. Mode, auch Verkaufswesen). — Auf jeden Fall läßt sich erwarten, daß sie sich bewähren wird.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 55/53

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 52

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Preis, 4. Iduna, 7. Matador, 9. Sou, 11. Ode, 12. irr, 14. Areal, 16. Etage, 18. Leros, 20. Eva, 21. Bad, 22. Trave, 24. Meson, 26. Elgar, 28. Tat, 30. Lek, 31. See, 32. Obelisk, 33. Sire, 34. Lire. — Senkrecht: 1. Posse, 2. Emu, 3. Store, 4. Ideal, 5. Uri, 6. Arras, 8. Ade, 10. Osteria, 13. Rhodope, 14. Agave, 15. Leber, 17. Ava, 19. Ras, 22. Titus, 23. Elle, 24. Maki, 25. Niere, 27. Geld, 29. Tor, 31. Ski.

Was ist's? Wenn die angegebenen Wörter richtig gegeneinander verschoben wurden, so ergaben zwei senkrechte Reihen die Wörter: Spekulatius und Nußknacker.

Weihnachtsmärchen: Richtig geordnet ergeben die Wortbruchstücke: „Die Märchen sind halt Nürnberger War', wenn der Mond nachts in die Häuslein scheint: drum nicht so strenge, lieber Freund, Weihnachten ist nur einmal im Jahr."

Weihnachtssymbol: Es mußten die folgenden Wörter gebildet werden: Tollkirsche, Altweibersommer, Nebukadnezar, Naturalismus, Einsiedlerkrebs, Niederlande, Bernhardiner, Andromedanebel, Unterseeboot, Maschinenschlosser; die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben: Tannenbaum.

Auf der Treppe: 1. Keramik, 2. Erzurum, 3. Stentor, 4. Vorhand, 5. Revolte, 6. Richter; die Buchstaben auf der Treppe, von oben links nach unten rechts gelesen, ergeben: Kerzenhalter.

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 119

Die Beteiligung an diesem Preisausschreiben war recht groß und es gingen auch viel richtige Antworten bei uns ein. Die Lösung lautet „Lampen". Wer die Gewinne erhalten soll, entschied das Los.

1. Preis DM 250,— Maria Barcha, Wiesbaden.
2. Preis DM 100,— Inge Jung, Besigheim.
3. Preis DM 50,— Paula Ludwig, Oberbillinghausen 101.

Die Gewinner der Preise 4—178 werden durch die Post benachrichtigt und die Romankassette zugestellt.

Leserbriefe

Wird alles getan?

Der Stern berichtete in Nr. 50 über den Grundschullehrer Wilhelm Becker, der 24 Kinder seiner Klasse mit Tbc infizierte.

„Wenn man liest, daß in einer Münchener Schule 24 Kinder an Lungen-Tbc erkrankt sind, weil sie den gegebenen Umständen nach von ihrem Lehrer — der, ohne es zu wissen, an offener Tbc litt — mit dieser heimtückischen Krankheit angesteckt wurden, welcher verantwortungsbewußte Familienvater möchte hier nicht fragen, ob seitens des Staates im Rahmen des Möglichen wirklich alles getan wird, um jetzt die Kinder vor der Ansteckung solcher schleichender Infektionskrankheiten zu bewahren. Wenn vielleicht auch derzeit nicht überall das notwendige Fachpersonal und die notwendigen Mittel zur Verfügung stehen können, um die erforderlichen Durchleuchtungen in entsprechend angemessenen Zeitabständen durchführen zu können, so dürfte es beispielsweise schon möglich sein, bei den Lehrern im Hinblick auf die Art ihres Berufes — wie auch bei ähnlichen Berufen gegebenenfalls — etwa alle sechs Monate eine Blutsenkung vorzunehmen, zumal solche Infektionskrankheiten das Senkungsverhältnis gewöhnlich beeinflussen und damit gegebenenfalls leichter rechtzeitig entdeckt werden können."

Garching a. Alz — **Eduard Bauer**

Die verkaufte Braut

In Nr. 50 erzählten wir die Wahre Geschichte des italienischen Mädchens Dina Conti, das von ihrem ägyptischen Vater in den Harem verkauft werden sollte und nach Italien floh.

„Im Anschluß an Ihre packende Wahre Geschichte ‚Die verkaufte Haremsbraut' (Stern Nr. 50) las ich in diesen Tagen einen interessanten eigenen Bericht von Dina Conti. Sie lebt noch in einem Versteck und weiß auch heute noch nicht, wer sie befreit hat. Jetzt versuchen ihre Verwandten, die gesetzliche Trennung vom Vater herbeizuführen. Es ist sogar ein Prozeß angestrengt worden, um nachzuweisen, daß Salem gar nicht ihr Vater ist, sondern daß ihre Mutter einen so ‚leichten Lebenswandel' geführt habe, daß die Vaterschaft ungewiß sei. Aber Dina lehnt diese Version ab. Sie hält zuviel von ihrer Mutter und weiß, daß sie den Ägypter sehr geliebt hat."

München — **Karl Schröder**

Nie mehr boxen

Hilaire Partesi, französischer Bantamgewichtsmeister im Boxen, schwor am Totenbett seines Bruders, Berufsboxer zu werden, um eine kostspielige Operation seines kleinen Neffen zu bezahlen. Kurz vor dem entscheidenden Kampf verunglückte Hilaire mit dem Auto.

„Ihre Wahre Geschichte im Stern Nr. 43 ‚Brüder, Boxer und Barmherzigkeit' hat mich sehr beeindruckt, und es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich vor einigen Tagen in einer französischen Zeitung las, daß die Genesung des Boxers Hilaire Pratèsi weiter große Fortschritte gemacht hat. Er wird dies in erster Linie der aufopfernden Pflege und Selbstlosigkeit seiner Braut, Lucette Eucher, zu verdanken haben. Vor kurzem wurde Pratesi in Begleitung Lucettes, die die ganze Nacht bei ihm wachte, nach Paris in ein anderes Krankenhaus gebracht, wo er den Versuch, seine gelähmten Glieder wieder etwas gebrauchen zu können, fortsetzen soll. Er wird nicht wieder boxen können, aber voller Zuversicht sieht er dem weiteren Leben, zusammen mit Lucette, entgegen."

Hamburg — **Wilhelm Jacobson**

Es ist nicht alles Schmuck...

Während in Neu-Gablonz das Deutsche Wunder sprießt, verdienen die Heimarbeiter der Schmuckindustrie einen Hungerlohn von 18 Pfennigen pro Stunde, Stern Nr. 51.

„Mit Empörung und Entsetzen las ich: ‚Es ist nicht alles Schmuck, was in Neu-Gablonz glitzert.' Wo bleibt der Staat? Ist für die Beseitigung dieser Umstände und Zustände keine Preisbehörde verantwortlich? Gibt es hierfür keine gültigen Wucherparagraphen? Wo bleiben die Religionsgemeinschaften, wo die Jugendämter, wo die Gewerkschaften? Von letzteren könnte eingewendet werden, daß die Heimarbeiter nicht organisiert sind. Dem ist entgegenzuhalten, daß von den paar Pfennigen die Leute keinen — wenn auch noch so geringen — Beitrag aufbringen können. Trotzdem sehe ich hier eine dankenswerte Aufgabe für die Gewerkschaften. Haben Sie nicht auch Mittel und Wege gefunden, der Teuerung auf verschiedenen Gebieten entgegenzutreten, um damit breitesten Volksschichten ihre Kaufkraft zu erhalten? Hier haben sich die Arbeiterorganisationen doch auch für viele miteingesetzt, die kein Mitgliedsbuch in der Tasche haben."

Ludwigshafen/Rh. — **Friedrich Bertololy**

Krambambuli

Er hat's gut, er ist Hund bei Hannelore Bollermann, schrieben wir unter ein Bild von Hannelore und ihrem Dackel. Die Schauspielerin kaufte sich ein Haus mit 16 Zimmern, damit „Krambambuli" Auslauf hat.

„Aus dem Heft Nr. 48 ersehe ich nun zu meinem Staunen, daß die Wohnungsnot in Deutschland doch wohl kaum so groß sein kann, wie wir es uns in Belgien vorstellen. Um so mehr freue ich mich als Tierliebhaber, daß endlich einem dringenden Bedürfnis abgeholfen wurde und Hannelore Bollermanns Hündchen Krambambuli seine wohlverdiente 16-Zimmer-Wohnung bekommen hat. Zum Glück haben die Tausende von Bunkerbewohnern kaum das Geld, sich den Stern zu kaufen, und so kommen sie um den Genuß, sich einmütig mitfühlend und liebevoll über Krambambulis neues Hüttchen zu freuen.

Brüssel — **Victor Baron von Prittwitz und Gaffron**

Zarah ist unvergessen

„Immer noch die wunderbare Zarah", Stern Nr. 31: Unter einem der Bilder stand „Ist sie noch gut?" Ich kann Ihnen nur mit vielen anderen Stimmen aus dem Publikum versichern, daß sie es wirklich noch ist. In ihren Konzerten ist sie nur Sängerin und zieht mit ihrer Stimme alle so in ihren Bann. Zarah Leander ist nicht nur in Schweden, sondern auch in Deutschland unvergessen. — Ich habe mich über Ihre Reportage, die ja etwas spöttisch abgefaßt war, riesig gefreut und möchte zum Schluß nur betonen, daß ich kein übergeschnapptes Mitglied eines Filmfanclubs bin.

Frankfurt/M. — **Ursula Scholl**

HENKELL

TROCKEN

Mit Henkell begonnen, glücklich das Jahr!

W 03449

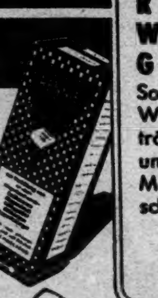
. . . ein paar RENNIE eingesteckt,

dann bekommt Dir,

was Dir schmeckt.

Freue Dich Deines guten Appetits. Laß Dir's schmecken! RENNIE beugt vor und verhütet Sodbrennen, Magendruck und Völlegefühl. Die ganze Welt nimmt RENNIE und fühlt sich wohl. Denn

RENNIE räumt den Magen auf.



RENNIE WIRD GELUTSCHT

So kommen seine Wirkstoffe auf zuträgliche Weise nach und nach in den Magen. RENNIE schmeckt gut.

50 Stck. DM 1,65
100 Stck. DM 2,85

Nur in Apotheken und Drogerien

Stück für Stück einzelverpackt

immer in der Tasche haben!

E. Griffiths Hughes Ltd., Manchester — Deutschland: Scott & Bowne GmbH., Frankfurt/M.

Neu

Auch Sie können
schöne und wertvolle
Ölbilder malen!

Kein Unterricht, keine Erfahrung nötig! Der erste Versuch gelingt nach unserem Malverfahren unter Garantie! Für Ihre Wohnung oder zum Verkauf. Ein Mißlingen ausgeschlossen! Verlang. Sie Prospekte!

Planet-GmbH · Braunschweig
Postfach 448/509

NEU!

Die Sternbuch-Kassette

Unser Sonderangebot — 3 Sternbücher in einer schönen Geschenkkassette zum Preis von DM 20,— — hat so großen Anklang gefunden, daß wir diese Kassette fest in unser Versandprogramm aufgenommen haben. Bitte, treffen Sie unter den abgebildeten Büchern Ihre Wahl und schicken Sie uns den anhängenden Bestellschein zu. Sie erhalten die Sendung porto- und verpackungsfrei. Und bedenken Sie bitte — je eher Sie Ihre Bestellung aufgeben, desto eher haben Sie I h r e Kassette in Händen.

An DEUTSCHER BUCHVERSAND, HAMBURG 20 · DEELBÜGE 5-7

BESTELLSCHEIN

Ich mache von Ihrem Sonderangebot Gebrauch. Senden Sie die angekreuzten drei Bände in Ihrer Geschenkkassette zum Preise von DM 20,— ohne weitere Nebenkosten an die nebenstehende Adresse / ich möchte weitere Geschenkkassetten erwerben und füge meine Bestellung gesondert bei. Den Betrag habe ich Ihrem Postscheckkonto Hamburg 52 303 überwiesen / ich bitte um Nachnahmeversand / ich möchte Ratenzahlung in Anspruch nehmen. (Nichtzutreffendes gestrichen)

☐ Pilchowski / Manuela, 224 S. ☐ Biernath / Keiner geht an dir vorbei, Cornelia, 224 S. ☐ Kritz / Geständnis unter vier Augen, 240 S. ☐ Mostar / Und schenke uns allen ein fröhliches Herz, 320 S. ☐ Hildenbrandt / Nobile, Die Tragödie im Polareis, 224 S. ☐ Pilchowski / Hör auf dein Herz, Memsahib, 224 S. (Gewünschte Bücher bitte ankreuzen)

Name

Wohnort

Straße

Datum　　Unterschrift

Die Damen achten sehr darauf . . .

nämlich auf Güte und Reinheit des Getränkes, weil ihr Organismus feiner reagiert. Einmal probiert, dann bevorzugen sie SCHLICHTE. Er hebt Wohlbefinden und Stimmung.

Trinke ihn mäßig – aber regelmäßig!

Schlichte

DIE ÄLTESTE STEINHÄGERMARKE

Kathinka und Hermann Mostar: Was g

Der *Venus*
auf dem Si

Silvester ist, das muß zugegeben werden, eine recht lockere Angelegenheit: statt uns zerknirscht an die sündenbeladene Brust zu schlagen, verabschieden wir das alte und begrüßen wir das neue Jahr, leichtfertig wie wir sind, mit Tanzen, Trinken und Küssen und bedürfen in diesen Stunden der äußersten Nachsicht seitens unserer moralischen Instanzen. Einen stichhaltigen Grund für so viel aufgeputschte Fröhlichkeit haben wir dabei eigentlich nicht, im Gegensatz zu den Römern, bei denen in dieser Nacht alljährlich sämtliche höchsten Beamten einschließlich des Finanzministers zurücktraten und durch neue ersetzt wurden; hier hatte die Neujahrsfreude also ihre Doppelbegründung in dem angenehmen Gefühl, die alten Minister losgeworden zu sein und die neuen nach zwölf Monaten mit Sicherheit auch wieder loszuwerden. Die Christen jedoch teilten dies heidnische Vergnügen nicht, sondern feierten den Jahresbeginn zunächst am Dreikönigsfest und später am ersten Weihnachtstag; erst vor zweieinhalb Jahrhunderten griff man auf das römische Beispiel zurück und führte den ersten Januar als Neujahrsdatum wieder ein — den obligaten Ministerwechsel leider nicht.

Am einunddreißigsten Dezember aber gedachte man von altersher des frommen Papstes Silvester, und so kam es denn, daß ein so solider Heiliger den Schutz der so unsoliden Nacht übernehmen mußte. Moralisch nachsichtig freilich hatte er sich zu seinen Lebzeiten gezeigt: Als er den Kaiser Konstantin den Großen auf seinem Totenbett taufte, hatte dieser edle Herrscher während seines tatenreichen Lebens immerhin Zeit gefunden, seinen Schwiegersohn, seinen Schwager, seinen Neffen, seinen eigenen Sohn und schließlich seine eigene Frau umzubringen: die Taufe hatte also einiges abzuwaschen, und unsere Silvestersünden erscheinen dagegen läßlich. Dennoch hat es nicht an Versuchen gefehlt, der letzten Nacht des Jahres einen strengeren Charakter zu geben; Anno 1790 führte der Bischof Erthal von Würzburg sogar Keuschheitskommissionen unter Leitung eines Keuschheitsdirektors ein, eine löbliche Maßnahme, die aber gerade in einer Silvesternacht ein jähes Ende fand: eine der Keuschheitskommissionen erwischte ausgerechnet den Herrn Keuschheitsdirektor persönlich nach einem ausgiebigen Silvestermahl mit einer Dame in flagranti, und nun ritten Würzburgs junge Herren in Kavalkaden durchs ganze Ländchen und riefen überall in die Fenster: „Freuet euch, sie haben den Direktor ertappt!" — es soll sich dazumal eine der fröhlichsten Silvesternächte der Geschichte entwickelt haben. Und seither hat man's in Würzburg wie anderswo lieber bei der mehr weltlichen Regelung gelassen.

Wenn wir nun also auch wissen, wie und wann der solide Heilige zu dem unsoliden Fest kam, so bleibt doch die Frage: Wie und wann kam der so solide und träge Karpfen auf den Silvestertisch? Ach, es ging ihm ähnlich wie dem Heiligen: Die Römer, die den Karpfen sonst keineswegs schätzten, aßen ihn zu Neujahr deswegen, weil er der Venus heilig war, und auch deswegen aßen ihn die Christen eben nicht. Und erst als Silvester endlich

usfisch

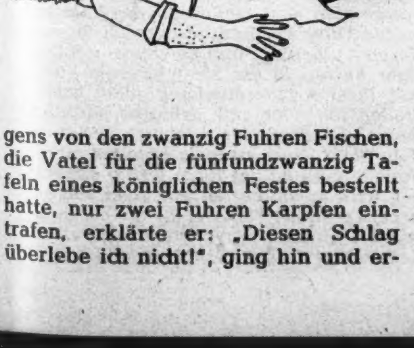
em Silvestertisch

it gefun-
, seinen
nen eige-
e eigene
fe hatte
d unsere
nden er-
dagegen
noch hat
n Versu-
, der letz-
des Jah-
rengeren
zu geben;
führte der
hal von
sogar
skommis-
r Leitung
schheits-
ein, eine
ßnahme,
erade in
sternacht
nde fand:
schheits-
nen er-
gerechnet
Keusch-
orpersön-
nem aus-
Silvester-
anti, und
Herren in
Ländchen
Fenster:
Direktor
mal eine
ichte der
Und seit-
ie anders-
veltlichen

n wissen,
Heilige zu
so bleibt
n kam der
n auf den
ihm ähn-
Römer, die
gs schätz-
deswegen,
, und auch
sten eben
er endlich

der Silvesterheilige geworden war, da erst, vor kaum zweihundert Jahren, tauchte auch der Karpfen als Silvesterfisch in Preußen auf. Am französischen Königshofe kannte man ihn schon früher und schätzte ihn besonders als „Karpfen blau", und als solcher zog er sogar in die Geschichte ein. Madame Pompadour nämlich, die heißgeliebte Mätresse Ludwigs des Fünfzehnten, war eine geborene schlichtbürgerliche Mademoiselle Poisson, ein Fräulein Fisch also; desungeachtet bat sie den König, er möge ihrem Bruder, mithin einem Herrn Fisch, den hohen Orden des blauen Bandes verleihen. Diesmal jedoch scheiterte sie; der König bemerkte: „Ihr Bruder, Madame, ist ein zu kleiner Fisch, um ihn blau zu machen!"

So kostete ein Fisch einem Herrn Fisch einen Orden; dem berühmten Vatel aber, dem Leibkoch Ludwigs des Vierzehnten, hatten Fische sogar das Leben gekostet. Denn als eines Morgens von den zwanzig Fuhren Fischen, die Vatel für die fünfundzwanzig Tafeln eines königlichen Festes bestellt hatte, nur zwei Fuhren Karpfen eintrafen, erklärte er: „Diesen Schlag überlebe ich nicht!", ging hin und erstach sich, ein Märtyrer seines Ehrgeizes. Und siehe: Der König weinte laut um seinen Koch — aber da, mit ganz wenig Verspätung trafen die übrigen Fische ein; mit ihrer Hilfe suchte man Seine Majestät zu trösten, „und", so schreibt Frau von Sévigné, „es gelang: man aß vortrefflich, es war entzückend!" Ja: so sind die Majestäten, die Frauen — und die Menschen überhaupt. Ist der Koch tot, vergessen sie ihn über seinen Karpfen.



Und noch heute erfreuen sich gute Christen ungescheut des Venusfisches, wozu er nicht nur seiner Fruchtbarkeit wegen ernannt wurde: denn wenn auch eine Karpfendame in wenigen Tagen über sechshunderttausend Eier legt, so erklärt sich das doch aus der bewundernswerten Galanterie der Karpfenherren — stets begleiten und beschützen mehrere von ihnen jede Dame bei diesem schwierigen Geschäft, und das Prinzip der Vielmännerei bewährt sich zumindest ebensogut wie das bei Menschen hier und da auftretende der Vielweiberei. Andererseits darf nicht verschwiegen werden, daß manche Karpfen sowohl auf Vater- wie auf Mutterfreuden verzichten und ganz einfach geschlechtslos und steril bleiben, und daß gerade diese bevölkerungspolitischen Totalblindgänger „sich durch besondere Güte des Fleisches auszeichnen".

Mögen Sie also zu Silvester einen solchen erwischen — und selbst wenn nicht: Bedenken Sie, daß selbst die Schuppen des Silvesterkarpfens, ins Portemonnaie gelegt, vor Geldmangel schützen; daß eine Dame, der es gelingt, den Fischschwanz in zwei genau gleiche Hälften zu spalten, noch einmal Jungfrau wird — aber es soll noch keiner gelungen sein; und daß Sie nach vollzogenem Karpfengenuß nur Ihren ganzen Mund mit Marzipan vollzustopfen und die Ihrige zu küssen brauchen mit dem Wunschwort: „Mädchen, ich grüße dich, Mädchen, ich küsse dich, werde voll und rund wie mein Mund!" — und es wird in Erfüllung gehn!

Ihr Haar in Gefahr!

Elf Prozent aller Männer im Bundesgebiet haben bereits eine Glatze, wie das Institut für Demoskopie in Allensbach soeben feststellt. Soll es auch bei Ihnen soweit kommen?

Es ist nie zu früh und selten zu spät für DIPLONA* die wirksame Haarnährpflege

* DIPLONA Haar-Extrakt in Flaschen zu 2,50, 4,— DM und größer. Für besonders trockenes Haar Diplona „mit Fett". Für graues und weißes Haar Diplona „Silber". Diplona Haar-Extrakt enthält das vitaminhaltige, haaraufbauende Keratol, das Beste, was die Natur zu bieten vermag. „adrett", die Diplona-Frisiercreme mit der Doppelwirkung: pflegt und nährt das Haar gleichzeitig. Klebt nicht, fettet nicht. DIPLONA Nähr-Shampoo in Flaschen und Tuben ab 40 Pfg. Diplona Nähr-Shampoo ist sparsam im Gebrauch und bekannt durch den üppigen und nährenden Schaum.

DIPLONA-WERK · OBERGÜNZBURG IM ALLGÄU

Anno 1656: Zum Jahreswechsel den Neujahrs-Dukaten

Anno 1956 . . . das Glück- und Segenwünschen ist uns Herzensbedürfnis und angenehme Pflicht geblieben. Der „Neujahrs-Dukaten" von heute aber ist ein Geschenk, das die Genießer jedes Jahrhunderts beglückt hätte: BOTH-Alt-Gold, *ein »Weinbrand von achtzehn Karat«.* BOTH-Alt-Gold *besitzt alle Merkmale und Vorzüge eines edlen Weinbrands: mit äußerster Sorgfalt aus erlesenen französischen Weinen destilliert und auf Eichenfässern zur letzten Vollkommenheit gereift, gehört* BOTH-Alt-Gold, *dieser »Weinbrand von achtzehn Karat«, zu den deutschen Weinbrand-Spitzenmarken.*

$^1/_1$ Flasche
DM 12.90

BOTH
Alt-Gold

»ein Weinbrand von achtzehn Karat«

GEBR. BOTH GMBH. WEINBRENNEREI AHRWEILER RHLD.

Gefüllter Karpfen

Bestellen Sie Ihren Silvesterkarpfen so rechtzeitig bei Ihrem Fischhändler, daß er ihn in Ruhe für Sie entgräten kann. Für ihn ist es eine kleine Arbeit, die jeder gute Fischhändler gern für seine Kundschaft tut; für Sie aber wäre sie mühevoll und schwierig. Man kann einen Fisch vom aufgeschnittenen Rücken oder vom aufgeschnittenen Bauch her entgräten; für das nun folgende Rezept macht das jedoch keinen Unterschied: in jedem Falle nähen Sie nach dem Füllen ja die offene Seite zu.

Der Fisch soll natürlich nicht nur entgrätet, sondern auch ausgenommen und entschuppt sein; Leber und Milch oder Rogen lassen Sie sich mit zurückgeben. Wählen Sie einen zwei- bis vierpfündigen Karpfen und stellen Sie eine fettarme Fülle her, weil Karpfen an sich schon recht fett sind. Sie benötigen dazu ein halbes Pfund eines beliebigen Fischfilets, sei es nun vom Schellfisch, vom Goldbarsch oder einem ähnlichen Fisch, die Leber, den Rogen bzw. die Milch, zwei in Wasser geweichte Brötchen, eine Zwiebel, Salz und Pfeffer und dazu Kräuter nach Ihrem Geschmack, also entweder eine Mischung von Kerbel, Basilikum, Rosmarin und Thymian, im ganzen einen Kaffeelöffel voll, oder die gleiche Menge Salbei — und weil Salbei an unseren Gewürzständen nicht immer zu haben ist, kaufen Sie am besten ein Päckchen Salbeitee, das dann viele Male ausreichen wird. Alles zusammen drehen Sie zweimal durch den Fleischwolf, füllen es in den entgräteten Karpfen und nähen ihn mit Nadel und weißem Zwirn wieder zu; vermeiden Sie am Anfang wie am Ende des Fadens jeden Knoten, damit Sie ihn nachher mit einem Ruck herausziehen können. Und füllen Sie nicht zu stramm, sonst reißt der Fisch leicht auf!

All das können Sie ruhig schon am Vormittag tun; am Abend brauchen Sie den Karpfen dann nur noch zu braten. Dazu geben Sie in eine feuerfeste Pfanne hundert Gramm Butter, legen den Fisch hinein und bestreichen ihn, wenn die Butter zergangen ist, mit einem in eben diese Butter getauchten Pinselchen von allen Seiten. Streuen Sie noch ein klein wenig Paprika darauf und schließen Sie das Rohr. Nach zehn Minuten wenden Sie den Karpfen auf die andere Seite und bestreuen auch diese mit Paprika, und nach weiteren zehn bis zwanzig Minuten ist er fertig: Sie erkennen es am würzigen Geruch, an der glänzend braunen Haut und an den Augen, die rund, weiß und fest sein müssen wie Perlen.

Sie können ihn nun mit Salzkartoffeln und Mandelkren oder mit einer Soße servieren. Mandelkren ist eine böhmische Fischzugabe und besteht aus hundert Gramm geriebenem Meerrettich und ebenso vielen geschälten und gleichfalls geriebenen Mandeln, die mit einer Messerspitze Rosenpaprika und einem achtel Liter steif geschlagenen süßen Rahm vermengt werden; am besten schmeckt er, wenn Sie ihn schon zwei bis drei Stunden vor dem Essen bereiten und bis zum Gebrauch in den Eisschrank oder sonst kühl stellen.

Ziehen Sie eine Soße vor, so gießen Sie einfach nach zehn Minuten Bratzeit, also nach dem Wenden, einen halben Liter Rotwein in die Pfanne neben den Fisch, lassen ihn fast fertig braten und fügen fünf Minuten vor dem Herausnehmen lediglich entweder hundert Gramm geriebenen Lebkuchen oder zwei gehäufte und wiederum mit etwas Rotwein glattgerührte Kaffeelöffel Mehl hinzu; so erhalten Sie eine sämige, dunkelrote Soße, die Sie mit Salzkartoffeln und ohne Mandelkren servieren.

Gefüllter Hecht, Zander oder Kabeljau

Für all diese Fische verwenden Sie die gleiche Fülle; weil sie aber fettarmer sind als der Karpfen, tut ihnen etwas mehr Fett gut und Sie fügen deshalb der Fülle noch hundert Gramm kleingeschnittenen und gebräunten Speck hinzu, oder fünfzig Gramm kleingeschnittenen und gebräunten Speck mit fünfzig Gramm geschnittenen Champignons, die Sie auch durch dreißig Gramm, eine halbe Stunde lang vorgekochte und ebenfalls kleingeschnittene Trockenpilze ersetzen können. Sollten Sie sich zu gefülltem Kabeljau entschlossen haben, dann müssen Sie sich von Ihrem Fischhändler ein Schwanzstück geben lassen — Das Mittelstück wäre zu dick.

Karpfen in Aspik

Sie haben kein Backrohr? Sie wollen sich am Silvesterabend keine Arbeit mehr machen? Sie wollen aber trotzdem auf einen ausgezeichneten Silvesterkarpfen nicht verzichten? Nun, dann bereiten Sie ihn blau und in Aspik! Wenn Sie ihn besonders schön blau haben wollen, muß ihn Ihr Fischhändler unter Wasser ausnehmen und darf ihn nicht schuppen. In diesem Fall dürfen Sie ihn aber beim Füllen und Zunähen niemals mit trockenen Händen anfasssen, sonst gefährden Sie die äußere Schicht der Haut, die den schönen blauen Glanz ergibt.

Sie füllen und vernähen ihn also auf die angegebene Art und bereiten am Morgen aus einem halben Liter Weißwein, einem Eßlöffel Essig, zwei Lorbeerblättern, Salz und Pfeffer einen Fischsud — sonst fügen Sie nichts hinzu außer der herausgenommenen Gräte, die Ihnen Ihr Fischhändler in diesem Fall mitgeben soll, denn sie hebt den Geschmack. In den kochenden Sud legen Sie den Fisch, lassen ihn zwanzig Minuten lang auf kleinstem Feuer ziehen, heben ihn sehr vorsichtig heraus und legen ihn in eine Schüssel, die so tief sein muß, daß der Sud den Fisch bedeckt. Vorher seihen Sie den Sud aber durch ein Sieb und, falls er trüb geworden sein sollte, durch ein in das Sieb gelegtes Tuch, so daß er langsam ganz klar abläuft, bringen ihn nochmals zum Kochen und rühren ein Sulzpulver ein, das überall fertig erhältlich ist — der vorzügliche Aspik, den unsere Mütter aus Kalbsfüßen und Schweineschwarten bereiteten, macht viel Arbeit und kommt heute sehr teuer, und da Sie dem fertigen Pulver nicht, wie auf dem Päckchen meist angegeben, Wasser, sondern Wein hinzugefügt haben, wird niemand den kleinen Schwindel merken.

Gießen Sie den Sud noch heiß über den Karpfen und lassen Sie ihn an kühlem Ort bis zum Abend gelieren. Schneiden Sie den Karpfen in Scheiben, lassen Sie ihn aber trotzdem in ganzer und schöner Figur in der Schüssel liegen; vor jedem Schnitt müssen Sie das Messer entweder über einer Flamme oder in heißem Wasser erwärmen, damit der Aspik nicht reißt. Auch diesen Fisch essen Sie mit Mandelkren und Salzkartoffeln oder Weißbrot.

Kräuterkarpfen am Rost

Er ist ganz einfach zuzubereiten und erfordert keine Vorkenntnisse, auch macht er nur wenig Mühe; er wird nicht entgrätet, sondern nur ausgenommen und innen mit Salz, Pfeffer und einer Handvoll getrockneter Kräuter ausgerieben — die Kräuter mischen Sie nach Ihrem Geschmack, am besten aus Rosmarin, Thymian, Salbei und Kerbel, aber ohne Majoran. Streichen Sie ins Innere des Fisches etwa hundert bis hundertundfünfzig Gramm Butter, legen Sie ihn auf den zuvor geölten Rost, stellen Sie das Rohr auf größte Hitze ein und bestreichen Sie den Karpfen alle fünf Minuten einmal mit flüssiger Butter, in die Sie wiederum etwas von Ihrer Kräutermischung getan haben. Stellen Sie aber eine Schüssel darunter, damit die abtropfende Butter nicht ins Rohr fließt. Nach zwanzig Minuten ist die Haut braun und der Fisch fertig; schmekken wird er am besten mit einer roh geriebenen Knolle Sellerie, die Sie mit zweihundert Gramm Mayonnaise und einem Kaffeelöffel Curry vermengt haben.

Schicksal

zu tauschen gesucht

Der Roman eines Irrtums · Von Robert Gaillard

Schluß

„Sind Sie nicht neugierig, zu wissen, wie ich dahinterkam, daß Sie nicht Richard sind?" fragte der Blinde und ein grimmiges Lächeln überflog seine sonst so ruhigen Züge.

Claude antwortete nicht.

„Die absolute Gewißheit bekam ich gestern während des Gewitters", sagte der Blinde langsam. „Sie fragten mich, wann Ihnen die Idee kam, Arzt zu werden. Sie sagten, Sie erinnerten sich nicht mehr daran. Da erzählte ich Ihnen die Geschichte mit dem Luftröhrenschnitt an dem kleinen Negerjungen. Ich erzählte Ihnen, wie Dr. Rombo die Operation in der Waschküche machte. Und ich erzählte Ihnen, wie die Neger den Arzt nachher beinahe anbeteten. Ich sagte, das hätte Ihnen damals so imponiert, daß Sie Arzt werden wollten. Sie erinnern sich, ja?"

„Ich erinnere mich daran, daß Sie die Geschichte erzählt haben."

„Richtig. An die Geschichte mit dem Luftröhrenschnitt, sagten Sie, würden Sie sich ungefähr erinnern. Nun, junger Mann, Sie konnten sich gar nicht an die Sache erinnern, weil sie nicht wahr ist. Sie hat sich niemals ereignet. Es war die entscheidende Falle, die ich Ihnen stellte. Eine ganz plumpe Falle, nicht wahr? Ich wunderte mich selber, daß mir jetzt erst ein solcher Einfall kam. Ich hätte Ihnen lange vorher Hunderte und Hunderte von Episoden aus Richards Jugend erzählen können, die erfunden waren und auf die Sie hereinfallen mußten. Aber ich kam erst spät darauf. Und als ich Sie sagen hörte, daß Sie sich ungefähr an jene Nacht mit dem Luftröhrenschnitt erinnerten, erinnerte ich mich, daß Sie immer, wenn von Ihrer, das heißt von Richards Kindheit die Rede war, ablenkten. Zuerst konnte mir das nicht auffallen. Denn es gab nicht viel Erfreuliches aus Richards Jugend zu berichten. Richard war ein teuflischer Bursche. So mußte ich ohne weiteres annehmen, daß Sie nicht gern an Ihre Jugend erinnert werden wollten. Wo, sagten Sie, liegt Richard begraben?"

„In Cortina d'Ampezzo in den Dolomiten."

„Cortina d'Ampezzo", wiederholte der alte Herr nachdenklich, „ein klangvoller Name." Dann schwieg er.

„Herr Lasalle", sagte Claude endlich, „können wir dieses Gespräch nicht abbrechen? Übergeben Sie mich der Polizei."

Der alte Herr wandte ihm seine erloschenen Augen zu.

„Es war natürlich viel vorausgegangen", fuhr er fort, als ob er nicht gehört hätte. „Und das ist schwerer zu beschreiben. Es hätte mir vielleicht auch auffallen müssen, daß Sie sehr starkes Mitgefühl für Tiere hatten. Das hatte Richard niemals. Er besaß überhaupt kaum Mitgefühl. Aber es hätte ja sein können, daß irgendwelche Erlebnisse draußen ihn gewandelt hätten. Dann hätte es mir auffallen können, mit welcher Menschlichkeit Sie die Farbigen behandelten. Davon konnte bei Richard keine Rede sein. Er haßte die Schwarzen, er haßte noch die Mischlinge. Er konnte, wie er immer sagte und schon als Kind behauptete, nicht einmal ihren Körpergeruch vertragen. Immerhin, auch das konnte sich bei Richard durch irgendwelche Erlebnisse in der Fremde geändert haben. Nein, es war etwas anders, etwas Undefinierbares. Ich habe mir, als ich der Wahrheit immer näher kam, oft darüber Gedanken gemacht, ob Richards Mutter Sie sofort durchschaut hätte. Man sagt ja, daß Mütter in solchen Fällen geradezu übernatürliche Eigenschaften entwickeln. Ich weiß nicht, ob sie, ob gleich oder wie ich allmählich, erkannt hätte, daß Sie nicht Richard sein konnten. Was mich als Richards Vater betrifft, nun, Männer besitzen wahrscheinlich so feine Antennen nicht. Und ich mußte doch immer bedenken, daß Richard zehn Jahre von uns weg war. Und zwar entscheidende Jahre in der Entwicklung eines jungen Mannes, nicht wahr? Und doch, ich habe eine Antenne gehabt. Es wehte immer etwas undefinierbar Fremdes von Ihnen her. Obwohl ich nicht sehen kann, ahnte ich irgendwie Ihre Bewegungen, verstehen Sie? Die Luft, das bißchen Luft, das Sie in Bewegung setzten, wenn Sie hereinkamen oder hinausgingen oder sich in meiner Nähe bewegten, es war eine mir fremde Luft. Auch muß ich sagen, daß mir Ihr Körpergeruch fremd war. Wenn Sie im Badeanzug an mir vorbeigingen zum Bassin, stutzte ich immer. Aber auch das war es nicht. Es war eine Ahnung, die immer stärker wurde, ein Instinkt, wenn Sie wollen. Schließlich... Vater und Sohn oder Sohn und Vater... irgendeine... ich weiß nicht..."

Der Blinde schwieg.

Claude Davenne hatte sich gefaßt. Dies hier gehörte zu dem Gericht, das er verdient hatte. Er mußte es durchstehen.

„Und da war noch Sylvia."

Claude klammerte sich mit beiden Händen an die Sessellehne. Sein ganzer Körper war schmerzhaft gespannt.

„Ich habe mit Sylvia nicht darüber gesprochen", sagte der Blinde bekümmert, „ich hätte gar nicht gewußt, wie ich anfangen sollte und welche Worte ich gebrauchen könnte. Sie war ahnungslos. Außerdem war sie Ihnen zugetan, mehr zugetan, als Sie es vielleicht wissen. Die Kleine war noch ein Kind, als Richard nach Frankreich reiste. Und sie hatte immer nur ihren Bruder als eine kleine Bestie gekannt. Denn Richard quälte auch Sylvia. Und jetzt kam Richard nach Hause. Als erwachsener Mann. Als Arzt mit einem Diplom. Und der bösartige Bursche von einst war ein liebenswürdiger, reizender, charmanter junger Mann geworden. Er war zärtlich zu Sylvia, die ihn nur als Quälgeist gekannt hatte. Verstehen Sie, was das für ein Mädchen be-

Die FILTER Zigarette für Anspruchsvolle

Ein Abend zu zweit

gewinnt noch durch eine gute Zigarette, und durch SUPRA ganz gewiß!

Vielleicht gefällt IHR daran am besten der beruhigende Filterschutz, während ER das markante Aroma besonders schätzt — an SUPRA haben beide jedenfalls reine Freude.

Das Einmalige an SUPRA ist die glückliche Abstimmung ihrer naturreinen Virgin-Mischung auf die läuternde Wirkung des „Aktiv-Filters".

8⅓

SUPRA

genußreich und schonend zugleich!

deutete? Oh, ich war sehr neugierig, wie sie beide miteinander auskommen würden, das heißt Richard mit Sylvia. Ich merkte wohl, wie die Kleine ihrem Bruder gegenüber mißtrauisch war. Jetzt war sie es, die ihn quälte und schikanierte. Jetzt ließ sie ihre Launen an ihm aus. Verstehen Sie, junger Mann? Eine Art späte Rache. Aber ich merkte auch, wie allmählich die Zuneigung zu Ihnen überwog. Das war ja nicht anders möglich. Richard kam als liebenswerter Mann zurück. Und es war nicht nur Sylvia, soviel ich spürte, die Ihnen allmählich immer stärkere Sympathie entgegenbrachte, nicht wahr?"

Großer Gott, dachte Claude, er denkt an Lucy.

„Sylvia hat keine Ahnung", sagte der alte Herr grimmig. „Und das ist ein Punkt, der mir Kopfschmerzen macht. Ich verlange von Ihnen, daß Sie selber Sylvia die ungeschminkte Wahrheit sagen."

„Selbstverständlich", antwortete Claude heiser, und gleichzeitig hätte er vor Bitterkeit und Ironie hell auflachen können. Denn um alles in der Welt, wenn Sylvia schon von so hemmungsloser Leidenschaft besessen war, daß sie sich darüber hinwegsetzte, ihren eigenen Bruder zu lieben, wie wundervoll mußte sie es finden, daß ihr Liebhaber nicht der leibhaftige Bruder, sondern ein fremder Mann war, den sie vor Gott und den Menschen lieben durfte!

Sag es ihm, schrie eine Stimme in Claude, sag es ihm sofort, noch hast du die Chance, mit diesem Geständnis, so furchtbar es für den alten Herrn sein mochte, wenigstens ein bißchen Achtung zu erkämpfen.

Aber die Stimme erlosch sofort.

Claude stand mit einem Ruck auf.

„Verzeihen Sie", sagte er leise. „Mißverstehen Sie mich nicht. Ich kann nicht mehr. Vielleicht können wir später noch einmal zusammen sprechen. Ich verlasse selbstverständlich sofort das Haus hier. Ich werde auch nicht mehr in die Klinik gehen. Ich fühle mich nicht mehr berechtigt dazu. Ich werde mir ein Zimmer in einem Hotel nehmen und Sie benachtigen."

„Sie bleiben noch", antwortete der alte Herr völlig gelassen. „Sie werden das Haus hier nicht verlassen. Sie werden auch, bis wir nach New York fliegen, die Klinik nicht im Stich lassen. So bequem können Sie sich die Angelegenheit nicht machen. Wir leider auch nicht. Sie bleiben nach außen hin Richard Lasalle. Ich verlange das von Ihnen. Ich muß darauf bestehen. Sie betreten auch noch das Flugzeug als Richard Lasalle. Was dann geschieht, werden wir in New York besprechen. Sie werden nicht einen Hauch dieser Unterredung an irgend jemand weitergeben. Auch nicht an Lucy noch sonst jemanden. Nur Sylvia muß die Wahrheit wissen. Das sind Bedingungen, die ich Ihnen auferlege und die Sie verdammt wenig kosten. Ich stelle diese Bedingungen, damit kein Mißverständnis entsteht, nicht, um Sie zu schonen. Wenn ich jünger wäre, würden Sie nach dieser Unterredung nicht mehr leben. Wir Weißen in den Tropen machen manchmal unsere eigenen Gesetze. Ich stelle diese Bedingungen der Leute wegen. Ich denke nicht daran, die Lasalles einem Skandal preiszugeben. Das darf ich schon um Richards willen nicht tun."

Der Blinde hatte jetzt in höchster Wut gesprochen. Claude nahm es beinahe erleichtert auf. Die unnatürliche, steinerne Ruhe, mit der Herr Lasalle bisher das Gespräch geführt hatte, war ihm immer unheimlicher geworden.

„Setzen Sie sich wieder", befahl der alte Mann. „Ich wünsche, daß Sie mir jetzt noch einmal genau und in allen Einzelheiten wiederholen, wie mein Sohn gestorben ist."

Claude brach der kalte Schweiß aus.

Was sollte das?

Mechanisch begann er: „Ich mußte aus Paris weg."

*

Eine halbe Stunde später ging Claude in sein Zimmer.

Er griff nach der Whiskyflasche, die in einem Kübel stand, der von den gutterzogenen farbigen Angestellten stets mit Eis nachgefüllt wurde. Er stellte die Flasche mit einem so heftigen Ruck in den Kübel zurück, daß das Wasser aufspritzte.

Jetzt keinen Alkohol, dachte er, nüchtern bleiben.

Die Unterredung mit dem Vater Richards hatte seinen Scharfsinn bis zur Erschöpfung angestrengt. Denn obwohl er nur die reine Wahrheit zu sagen brauchte, mußte er diese Wahrheit, die für den alten Herrn eine fürchterliche Wahrheit bedeutete, in bester Form vorbringen. Und diese Form mußte so beschaffen sein, daß aus ihr unter allen Umständen drei Dinge mit absoluter Klarkeit herausleuchteten. Der Blinde mußte die Überzeugung gewinnen, daß sein Sohn Richard nicht von Claude ermordet worden war und dieser den Mord mit einer Bergkatastrophe zu tarnen versuchte. Soviel Claude an Menschenkenntnis besaß, war ihm das gelungen. Zweitens mußte es völlig schlackenfrei zutage kommen, daß Claude blindlings nach Haiti gekommen war, ohne jede Absicht und ohne den Reichtum der Familie Lasalle einzukalkulieren. Hier war sich Claude nicht ganz sicher, ob der Blinde ihm glaubte. Und drittens mußte unbedingt aus Claudes freimütigem Geständnis herausleuchten, daß der alte Herr ihm zuvorgekommen war. Auch hierin war sich Claude nicht sicher, ob das geglaubt wurde oder nicht.

Während der ganzen, furchtbaren Unterredung mit Richards Vater war Claude tief aufgewühlt. Trotzdem versuchte er, für seine Darlegung eine Form zu finden, keine gerissene Form etwa, kein Meisterwerk an Dialektik, kein Glänzen mit ausgesuchten Formulierungen, nichts von Geistreichelei, sondern lediglich jene einfache, ungekünstelte Form, die der reinen Wahrheit würdig ist.

War es gelungen?

Er wußte es nicht.

Jedenfalls fühlte er sich zu Tode erschöpft.

Nun erwartete ihn etwas Schlimmeres: die Unterredung mit Sylvia, dem Mädchen, das sich bisher als seine Schwester betrachtet hatte. Und das sich ihm ohne Rücksicht auf irgendein Moralgesetz hemmungslos an den Hals geworfen hatte.

„An den Hals geworfen ..." Claude sprach den häßlichen Satz laut vor sich hin. Auch er hatte sich ihr an den Hals geworfen.

Wie sollte er, wenn er vor ihr stand, beginnen? Daß er sie liebte, war ihm klargeworden, als er sich vor wenigen Stunden über sie beugte und sie seinen Kopf zu sich herunterriß, um ihn auf den Mund zu küssen.

Er atmete tief auf.

Die Unterredung konnte entsetzlich werden. Sie konnte auch unerwartet glücklich verlaufen. Denn nun fiel ja für Sylvia das Gefühl weg, eine Todsünde zu begehen. Er war nicht ihr Bruder. Es konnte aber genausogut sein, daß sie in ihrer Unberechenbarkeit in ihrem Gefühl umkippte. Es konnte ganz gut sein, daß ihr Stolz oder mindestens ihre Eitelkeit schwer verletzt wurde, wenn sie sich darüber klar wurde, einem Hochstapler auf den Leim gegangen zu sein.

Alles war möglich.

Claude stand auf.

Es hatte keinen Sinn, sich alle denkbaren Möglichkeiten auszumalen. Geh zu ihr und stell dich, dachte er.

Auf dem Korridor fragte er eines der schwarzen Mädchen, das ihm über den Weg lief, ob sie wisse, wo M'moiselle Sylvia sein könne. Sie sei in ihrem Zimmer.

Ohne zu zögern ging Claude den Gang entlang, bog um die Ecke und klopfte an die Tür ihres Schlafzimmers.

Ohne ein „Herein" abzuwarten, betrat er den Raum.

„O Richard!" rief Sylvia und strich sich die Haare aus der erhitzten Stirn. Zwei große Schrankkoffer und vier schweinslederne Handkoffer standen umher. Alle Türen der eingebauten Schränke waren weit geöffnet. Auf dem überbreiten, französischen Bett häuften sich Kleider und Mäntel. Zwei dunkelhäutige Mädchen, deren hochgetürmte Frisuren der Eifer gelockert hatte, lächelten Claude entgegen.

„O Richard!" wiederholte Sylvia atemlos. „Ich packe. Ich schicke immer, wenn ich mit Papa nach New York fahre, ein paar Koffer voraus. New York, Richard! Ich denke immer, ich habe für New York zu wenig anzuziehen. Und wenn wir dann dort sind, bleibt alles in den Koffern. Papa kauft mir neue Kleider. Freust du dich auf New York, Richard?"

Claude sah sie aufmerksam an.

Spielte sie ihm etwas vor, oder ahnte sie tatsächlich nichts? Sie sah sehr reizend aus. Ihre großen Augen funkelten. Ihre schönen Hände fuhren unbekümmert durch die blauschwarzen Haare.

Nein, sie wußte nichts. Noch nichts.

„Kann ich dich ein paar Minuten sprechen, Sylvia?"

„Ja, sicher. Hier, setz dich irgendwo hin, Richard. Such dir einen Platz. Setz dich aufs Bett."

„Ich hätte dich gern allein gesprochen."

Sie sah ihn aus den Augenwinkeln an.

„Jeanette, Sarah, raus mit euch!"

Die Mädchen huschten hinaus.

Sylvia ließ sich müde auf einen Koffer sinken.

„Gib mir eine Zigarette, Liebster, ich muß eine Zigarette rauchen."

Er schnickte eine Zigarette aus der Packung. Er knipste sein Feuerzeug an und gab ihr Feuer. Für einige Sekunden sah er in dem kurzen Flackerschein ihr Gesicht ganz nahe. Es war wunderschön, es trug die reinen Züge einer Madonna, einer Madonna der südlichen Rasse.

Unbegreiflich, dachte er, unbegreiflich.

Dann nahm er sich zusammen. Er warf ein Bündel Kleider vom nächsten Stuhl auf den Teppich und setzte sich.

„Ich habe eben mit deinem Vater gesprochen", sagte er.

Sie war klüger, als er dachte. „Mit meinem Vater?" wiederholte sie kichernd. „Was redest du geschwollen, Liebling. Du meinst mit Papa."

Er runzelte die Stirn. Er hatte idiotisch begonnen.

Aber er fand den Ton nicht, „behutsam" zu beginnen. Er hatte auch plötzlich keine Geduld mehr.

„Sylvia, hör mir bitte zu und unterbrich mich nicht, wenigstens nicht sofort. Ich habe mir etwas zuschulden kommen lassen, etwas Schreckliches.. Und es betrifft auch dich. Ich ..."

Sie lachte ihn an.

„Du hast Schulden gemacht, Liebster, ja? Oder du hast Jean-Louis umgebracht, oder ein Patient ist dir gestorben. Oder du hast mich betrogen. Mit Lucy vielleicht, ja?"

Sie war unschlagbar.

„Sylvia, ich habe dich gebeten, mich nicht zu unterbrechen. Es ist etwas, was ... Sylvia, dein Vater hat mir nachgewiesen, daß ich ein Hochstapler bin, er hat mir nachgewiesen, daß ich nicht sein Sohn bin, daß ich nicht Richard bin."

Sie ließ die erhobene Zigarette sinken. Ihr Gesicht wurde glatt wie eine Maske. Ihre Augen schlossen sich halb. Dann nahm sie einen tiefen Zug, stieß den Rauch in einer langen Fahne aus dem Mund und schnickte die Asche weit ausholend zum nahen Fenster hinaus.

Ihr Gesicht hatte sich schwach gerötet.

„Wie war das?" sagte sie. „Was hat Papa dir nachgewiesen? Hast du den Eindruck, daß Papa einen Anfall hatte, ich meine einen Anfall von ... sagen wir geistiger Verwirrung oder so?"

Claude war verzweifelt. Diese Unterredung war furchtbarer als jene, die er hinter sich hatte.

„Sylvia, ich bin nicht Richard."

Zum erstenmal trat ein unsicherer Zug in ihr Gesicht.

„Wieso? Wieso bist du nicht Richard? Was soll das? Wer bist du denn, wenn du nicht Richard bist? Und wo ist Richard? Was soll das?"

Plötzlich schoß sie kerzengerade hoch. Sie stand zu Stein erstarrt. Sie hat begriffen, dachte Claude beklommen, noch nicht ganz, aber sie wird es in wenigen Sekunden völlig erfaßt haben.

„Ihr Bruder Richard ist tot", fuhr er förmlich fort. Die Flucht in das Formelle, so albern es sein mochte, erleichterte ihm die Sache.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle Lasalle", sagte er, „Es ist mir unmöglich, in Umwegen zu sprechen. Die Unterredung mit Ihrem Vater hat mich, ich fühle das jetzt, hat mich einfach zerbrochen. Ich ..."

Sie beugte sich weit vor und starrte ihn an.

„Richard!" flüsterte sie. „Bist du wahnsinnig geworden?"

„Bitte", sagte Claude und sein Gaumen wurde trocken, er befeuchtete die Lippen mit der Zunge. „Bitte hören Sie mir zu. Bitte unterbrechen Sie mich nicht mehr. Hören Sie mir zu."

Und zum drittenmal begann Claude Davenne mechanisch seinen Bericht: „Ich heiße Claude Davenne und bin Franzose."

*

Sie hatte ihn nicht mit einem einzigen Wort unterbrochen, nicht eine einzige Frage gestellt. Aber sie war totenblaß, als er zu Ende war und sich mit bebenden Fingern eine Zigarette ansteckte.

Sie war während der ganzen Zeit regungslos auf dem niedrigen Koffer gesessen, hatte beide Hände auf den Deckel gestützt und keinen Blick von ihm verwandt.

„Ich glaube, ich bin betrunken", sagte sie dann.

Claude saß schweißüberströmt. Zuletzt hatten sich seine Worte geradezu überschlagen und er hatte seine Erzählung schnell zu Ende gehetzt.

Er stand auf.

„Es ist vielleicht besser, ich lasse Sie jetzt eine Weile allein", sagte er hilflos. „Oder noch besser, Sie gehen jetzt zu Ihrem Vater und sprechen mit ihm. Ich habe Ihnen den reinen Sachverhalt erzählt, Sylvia. Ich erlaube mir nicht, in diesem Augenblick von den entsetzlichen Gefühlen zu sprechen, die mich halb irrsinnig machen. Ich wollte sofort das Haus verlassen und in ein Hotel ziehen. Ihr Vater erlaubte es nicht, ich ..."

Er brach ab.

Sylvia sprang auf. Und bevor Claude eine Abwehrbewegung machen konnte, saß sie auf seinem Schoß, umklammerte ihn, Tränen überströmten ihre Wangen, sie zitterte am ganzen Körper.

„O Richard ... Richard ... ich bringe mich um, wenn du weggehst ..."

Fassungslos hielt Claude das Mädchen in seinen Armen.

*

Ein großes Rudel von Freunden und Bekannten stand hinter der Barriere der Startbahn, als die Familie Lasalle, Vater, Sohn und Tochter, auf die Treppe zum Flugzeug zugingen, das sie in die Staaten bringen sollte. Die vier Propeller der riesigen Maschine begannen höher zu dröhnen. Bevor die drei in der dunklen, schmalen Öffnung zur Kabine verschwanden, winkten sie noch einmal zurück, der Blinde in der Mitte, gestützt von seiner Tochter und neben ihnen Richard.

Während des Fluges und des dreimaligen Umsteigens sprachen die drei, ob sie sich auf den bequemen Sitzen gegenüber saßen oder im Umsteigerestaurant speisten, über den Flug, über die verschiedenen Maschinen, über die Piloten, über die Stewardessen, über das Wetter, über die Flughöhe, über New York, über die Hotels dort ... nur nicht über das, was ihr Gemüt bis zum Bersten erfüllte.

Was würde sich in New York entscheiden?

Weder zu Sylvia noch zu Claude hatte der Blinde ein Wort davon verlauten lassen.

Und nur eines wußte Claude. Sylvia hatte mit ihrem Vater über sich und ihn, Claude, gesprochen.

Denn der alte Herr hatte das eines Morgens Claude mit einem kurzen Satz angedeutet: „Auch die Angelegenheit zwischen Sylvia und Ihnen werden wir in New York besprechen."

Claude verbrachte die Tage bis zum Abflug in Haiti wie in einem schweren Traum. Er kam nicht zu einem einzigen klaren Gedanken. Sylvia hielt sich nicht gerade von ihm fern, aber sie vermied, mit ihm allein zu sein. Ihre Augen jedoch sagten ihm alles. Claude zerbrach sich in seinen nahezu immer schlaflosen, gequälten Nächten den Kopf darüber, wie diese teuflischen Verwicklungen sich lösen würden, wenn sie sich überhaupt lösten. Daß Sylvia ihre Gefühle nicht geändert hatte, fühlte er in jeder Faser, sooft sie ihn anblickte. Ihr Schmerz um den toten Bruder schien nicht sehr groß zu sein, sie hatte ihn kaum gekannt und sie hatte ihn nur als einen boshaften Quälgeist gekannt. Und die Hochstapelei Claudes schien auch keinen besonderen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Höchstens, daß sie ihn dann und wann immer wieder mit Richard anredete. Sie war besessen von ihm. Alles andere spielte keine Rolle.

*

Der alte Herr hatte Claude zu sich gebeten. Sie bewohnten ein Appartement im Waldorf-Astoria hoch oben.

Claude hatte beinahe stumpfsinnig den kleinen Salon betreten. Und wenn der alte Herr, als Claude unter der Tür erschien, einen Revolver auf ihn gerichtet hätte, Claude hätte gleichmütig in die Mündung gesehen und den tödlichen Schuß gelassen erwartet.

Der Blinde saß in der Ecke des schmalen Empiresofas. Er deutete Claude mit einer Handbewegung an, sich zu setzen. Sylvia war nicht zu sehen.

Herr Lasalle machte keine Umschweife.

„Ihre Angelegenheit", begann er ruhig, „das heißt unsere Angelegenheit hat eine unerwartete Wendung genommen. Sie gefällt mir nicht, aber ich kann es nicht ändern. Ich habe nur noch ein einziges Kind. Und dieses Kind liebt Sie trotz allem, was geschehen ist. Sie war immer unberechenbar und ich weiß, daß sie sich töten würde, wenn ich ... wenn ich ... nun ja, wenn ich es als so abscheulich fände, was Sie mit uns getan haben, daß ich eine Verbindung mit Sylvia nicht erlauben würde. Aber geben Sie sich, was mich betrifft, keinem Irrtum hin. Ich finde es abscheulich, höchst abscheulich, was Sie uns angetan habe und ich werde es abscheulich empfinden, so lange ich lebe."

Claude stieg das Blut ins Gesicht.

Dann sagte er sich: Was erwartest du denn sonst, du Idiot? Soll der alte Mann, den du belogen und betrogen hast und dem du nun auch noch die Tochter wegnimmst, soll er dich vielleicht zärtlich in seine Arme schließen?

Er riß sich zusammen.

Er sagte: „Herr Lasalle, ich habe nichts anderes angenommen. Ich mache mir nichts vor. Ich werde nicht mehr nach Haiti zurückgehen. Ich ..."

„Sie werden das tun, was ich Ihnen sage. Ich denke nicht daran, von Ihnen Sylvia unglücklich machen zu lassen. Sie müssen es auf sich nehmen, daß ich das, was Sie getan haben, immer verwerflich finden werde. Aber Sie werden Sylvia unglücklich machen, wenn Sie verschwinden. Das dulde ich nicht. Das Mädchen würde zugrunde gehen. Es ist klar, daß Sie nicht nach Haiti zurückgehen können und als Richard Lasalle dort weiterleben, mit meiner Tochter zusammen. Das geht nicht. Ich habe hier in New York eine Filiale und habe große Beziehungen. Sie werden Ihre Papiere auf den Namen Claude Davenne erhalten. Das wird von meinem Büro besorgt werden. Sie werden unter diesem Ihrem richtigen Namen eine Stellung als Arzt bekommen, wieder an einer Klinik ... bitte unterbrechen Sie mich nicht. Wenn Sie wenigstens etwas gut machen wollen, so tun Sie, was ich Ihnen sage. Ich kann mir in Haiti keinen Skandal leisten, das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Für die Leute dort ist Richard Lasalle auf eine längere Weltreise gegangen. Was Sylvia betrifft, so werde ich ihr Zeit lassen, sich zurechtzufinden. Ich glaube nicht, daß sie Sie wieder los wird. Sie ist wie ihre Mutter. Sie klammert sich an Sie. Ich werde das Mädchen wieder nach Haiti mitnehmen, sagen wir auf ein halbes Jahr. Oder ein ganzes, ich weiß das noch nicht. Lieben Sie Sylvia?"

„Aus ganzem Herzen", antwortete Claude einfach. Und es mußte ein Ton in diesem Satz gelegen haben, der den alten Herrn überzeugte, denn er wurde weniger schroff.

„Gut. Sie werden mit Sylvia brieflich in Verbindung bleiben, und wenn ich überzeugt bin, daß Sie beide nach wie vor zusammenhalten, gut."

Claude war innerlich so zu Tode ermüdet von allem, was in letzter Zeit geschehen war, daß er nicht imstande war, das Unbegreifliche, was sich jetzt in dieser Unterredung ereignete, ganz klar zu erfassen. Ein neues Leben war ihm erschlossen worden, unverdient erschlossen, aber er vermochte diese Tatsache nicht ganz zu erfassen.

„Ja, gewiß", sagte er sinnlos.

„Sie können später, wenn Sylvia Ihre Frau ist, auch nicht hier in New York bleiben", fuhr der alte Herr fort. „Sie werden mit ihr nach Europa übersiedeln. Wohin, werden wir sehen. Es kommen viele Geschäftsleute aus Haiti hier nach New York, auch habe ich hier Bekannte. Überlegen Sie sich, wohin Sie in Europa wollen. Sie haben Zeit genügend dafür. Das ist alles."

Ganz langsam wachte Claude auf.

„Herr Lasalle", sagte er leise, „sind Sie sich bewußt, daß Sie dann ganz allein in Haiti sein werden?"

Der alte Herr machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Das geht Sie nichts an, junger Mann. In Haiti dürfen Sie nicht sein. Und Sylvia kann ohne Sie nicht leben. Und das stimmt leider. Ich kenne sie. Also wird Sie zu Ihnen gehen. Im übrigen, machen Sie sich keine Gedanken über mich. Ich bin härter als Sie, mein Freund. Und was ich noch sagen wollte, ich hätte es von vornherein sagen müssen. Sie können das, was Sie uns angetan haben, niemals wieder ganz gutmachen. Aber Sie können wenigstens für mich und Sylvia eines tun: machen Sie das Mädchen glücklich."

Der Blinde stand auf, und unwillkürlich erhob sich auch Claude.

„Sylvia ist bei Bekannten", sagte der alte Herr. „Sie werden sie zunächst nicht mehr sehen. Ich habe Ihnen ein Zimmer im ‚Majestic' reservieren lassen. Sie ziehen heute noch dorthin. Und dorthin gebe ich Ihnen Nachricht, was Sie zu tun haben. Wieviel Geld haben Sie noch?"

„Ich habe genügend", antwortete Claude rauh.

„Gut", sagte der Blinde. „Das ist nun alles."

Claude starrte diesen unbegreiflichen, alten Mann an.

Sag um Himmels willen, sag um Himmels willen diesem Mann noch irgend etwas, dachte Claude verwirrt, du mußt ihm noch etwas sagen.

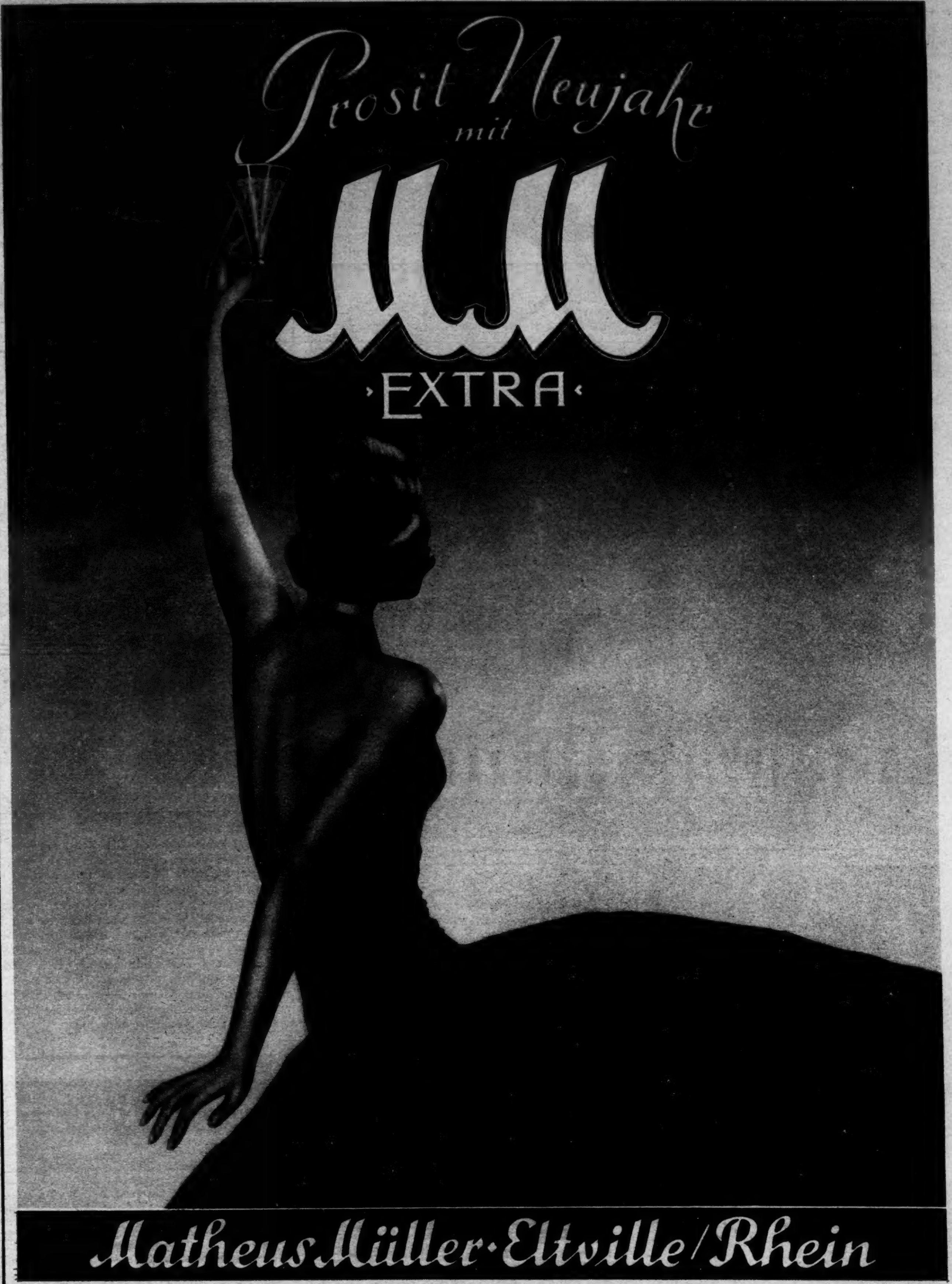
Er fand nichts, nicht ein einziges, armseliges Wort.

Wie ein geprügelter Hund schlich er sich aus dem Raum.

Während er über die dicken Teppiche des langen Korridors ging, dachte er, daß dies alles doch unmöglich Wirklichkeit sein konnte. Erst in seinem Zimmer, als er seine beiden Koffer packte, wurde ihm bewußt, daß es Wirklichkeit war.

Mitten im Packen brach er über dem Koffer zusammen und weinte, wie er noch niemals in seinem Leben geweint hatte.

— ENDE —



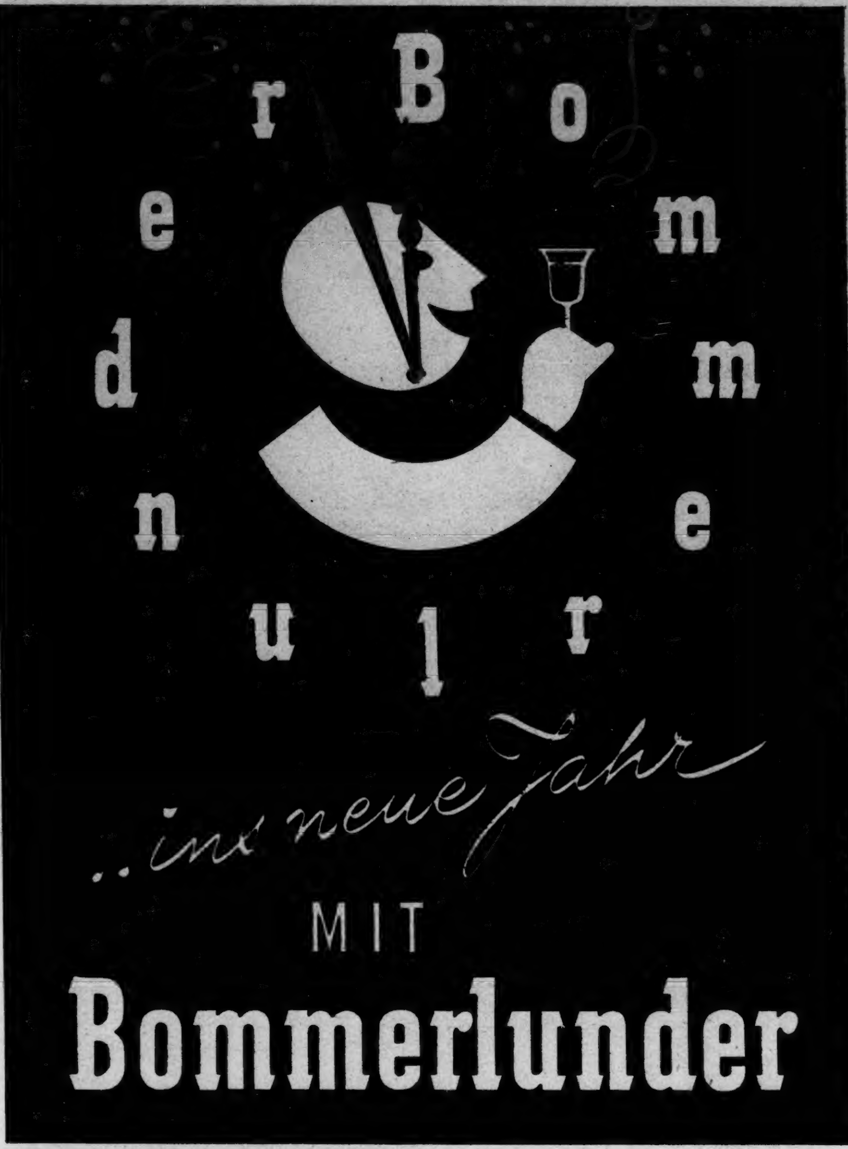
Vaterland
Jetzt Winterpreise
Fahrräder ab 74,-
Sport-Tourenrad ab 99,-
Fordern Sie kostenlos
Buntkatalog m. 70 Fahrradmodellen u. Kinderfahrzeugen
Moped und Rollermoped
Nähmaschinen „Ideal" ab 285,- - Prospekte gratis! Auch Teilzahlung!
VATERLAND-WERK · NEUENRADE i. W. 20

GRÖSSER WERDEN
- auch Erwachsene - in kurzer Zeit
Ärztl. bearb. von Dr. med. Andresen
Auftrieb-Methode DM 8,60
kein Erfolg Geld zurück!
oder patent. Apparat „Super-Stalte" Erfolgreichste Organisation f. Staturpflege. Dankschreiben aus aller Welt Illustr. Gratis-Prospekte diskret durch
STATURA München 58, Fach 303/10

NEU!
Wenn alle Mittel versagen!
mit
„Hollywood-Format"
eine vollendet schöne Büste und eine tadellose Figur!
Das Geheimnis beliebter Filmstars jetzt auch für Sie. Keine Kuren, keine Massagen, erzielt sofort die gewünschte Form! Auch Sie sind begeistert! Voreinsend. DM 19,85 od. Nachn.
EINHORN-VERSAND, Braunschweig, Postf. 448/219

Wintermüdes Blut!
Mit der Natur leben, heißt vernünftig leben. Vertrauen Sie daher dem Rat gesunder, nervenstarker Menschen:
Meistere das Leben — nimm Biocitin!
Gerade jetzt sollten Sie auf ganz natürliche Weise dem wintermüden Organismus neue Energie durch das ärztlich anerkannte Biocitin B 12 zuführen. Der Nervennährstoff Biocitin zusammen mit dem blutbildenden Vitamin B 12 schafft frisches Blut und schenkt neue Lebensfreude.
Meistere das Leben – nimm BIOCITIN

Deine Hormone — — Dein Leben
Bei nervös. Erschöpfung, früh. Altern, Depressionen u. vorztg. Schwächezustd. nur d. komb. Hormonpräparat:
•KAOTA•
das bewährte Resultat über 30-jähr. wissenschaftlicher Forschungen auf d. Gebiet der Hormontherapie! Durch die einzigartg. Komb. verschd. Wirkstoffe u. Hormone ist es der Quell kraftvoll. Lebens u. neuer Lebensfreude. Ausf. Broschüre m. Probe ohne Abs. g. Einsendg. v. 50 Pf. 100 Drg. DM 8.90 (ellb. f. d. Mann). In Apoth. und durch: Medico-Pharma, 17b) SINGEN, Postf. 303 (früh. Berlin)



Sternschnuppen

NACKTE TATSACHEN. Die UNESCO gibt in ihrem statistischen Jahresbericht auf Grund angestellter Ermittlungen bekannt, daß auf der Welt insgesamt 300 Millionen Menschen völlig nackt leben. Mithin läuft jeder neunte Mensch ohne Kleidung herum. Weitere 700 Millionen tragen nur sehr sparsame Bekleidung.

*

ÄTSCH. Joe Wilkins aus Austin (Texas) hat gut lachen. — Bei einem Fotowettbewerb, den eine Zeitschrift in New Orleans veranstaltet hatte, gewann er 10 000 Dollar für das dümmste Gesicht Amerikas. Er kassierte das Geld ohne falsche Eitelkeit und verklagte anschließend die Zeitschrift auf 20 000 Dollar Schadenersatz, weil er sich wegen seiner Physiognomie in aller Welt lächerlich gemacht fühlte. Er gewann den Prozeß, denn er konnte nachweisen, daß seine Frau das prämiierte Bild ohne sein Wissen eingeschickt hatte.

*

ANGEBISSEN. Ein Dieb, der kürzlich in das Kasino einer hohen Verwaltungsbehörde in Bonn eingebrochen war, konnte durch ein Beweisstück besonderer Art überführt werden. Er hatte in der Küche aus Heißhunger ein Stück Käse verzehrt und den Rest angebissen liegenlassen. Der besonders charakteristische Zahnabdruck ließ später keinen Zweifel über die Person des Einbrechers.

*

BEGABUNG! Vor einem Gericht in Paris mußte sich der Psychiater Dr. Henry Porez wegen Beleidigung einer seiner Besucherinnen verantworten. Die Klägerin war bei dem Nervenarzt erschienen und hatte ihn gebeten, ihren Mann zu untersuchen. „Er muß einen Schaden im Oberstübchen haben", hatte die Dame berichtet, „es kann vorkommen, daß ich stundenlang mit ihm rede, ohne daß er nur ein Wort davon hört, was ich sage." Darauf hatte Dr. Porez sehnsüchtig lächelnd geantwortet: „Das ist doch keine Krankheit, Madame, das ist eine Begabung." Der Richter fand nicht, daß diese Antwort beleidigenden Charakter habe. Er sprach den Angeklagten frei.

SICHER IST SICHER. In dem Neubau der Oberpostdirektion Dortmund gibt es verständlicherweise eine Anzahl Türen mit der Aufschrift: „Herrentoilette". Innerhalb dieser verschwiegenen Örtchen hängt vorsichtshalber über den Waschtischen noch

mal ein amtlich gestempelter Hinweis: „Damen sind hier nicht erwünscht."

*

NICHTSSAGEND. Im Landtag von Schleswig-Holstein in Kiel begann ein Abgeordneter seine Rede mit folgenden dunklen Worten: „Meine Damen und Herren, ich könnte zu dieser Sache sehr vieles sagen. Ich will aber heute nichts sagen. Und ich werde auch nichts sagen. Aber ich möchte folgendes sagen ..."

*

ÜBERZÄHLIG. Ein Beamter des britischen Industrieministeriums stellte bei der Rückkehr aus seinem Urlaub fest, daß sein Schreibtisch in seiner Abwesenheit als „überzählig" verkauft worden war. In einer verschlossenen Geheimschublade lagen die neuesten Konstruktionspläne für den Flugzeugbau. Schreibtisch und Papiere fanden sich wohlbehalten in der Pförtnerloge eines Krankenhauses, das das Möbelstück für einen geringen Preis angekauft hatte.

*

NOTWEHR. Der Schulrat von Chicester in England hat eine amtliche Verfügung erlassen; „Da sich die Fälle häufen, in denen Lehrpersonal von unzufriedenen Schülern verprügelt wurde, sieht sich die Behörde veranlaßt, für alles Lehrpersonal Pflicht-Kurse im Jiu-Jitsu einzurichten."

DER STAR-KASTEN

John Foster Dulles, Amerikas Außenminister, fragte — wie erst jetzt bekannt wird — während der Genfer Konferenz seinen sowjetischen Kollegen Molotow: „Warum zeigen sie eigentlich in der Sowjetunion keine amerikanischen Filme? Haben Sie etwa Angst, daß Ihr Volk dadurch einen zu starken Eindruck von der amerikanischen Freiheit bekommt?" Molotow entgegnete mit saurem Lächeln: „Wir haben keineswegs Angst. Aber da wir die amerikanischen Filme kennen, wollen wir nicht, daß unser Volk verdorben wird, bevor es reif geworden ist."

*

Oskar Sima will in Wien eine chemische Reinigung eröffnen.

*

Otto Wilhelm Fischer überlegt sich, ob er von der Verwaltung der Bayrischen Schlösser Provision verlangen soll. 370 000 Besucher besichtigten in diesem Jahr das Schloß Neuschwanstein, 120 000 mehr als im Vorjahr. Die Schloßführer geben als Grund des gewaltigen Anstiegs den Film „Ludwig II." an. Viele Besucher verlangen immer wieder, besondere Räume zu sehen.

*

„Atombomben-Amok" heißt ein Filmstoff, den der Hamburger Autor Siegfried Juschkus in das Titelregister der Freiwilligen Selbstkontrolle eintragen ließ. Wörtliche Inhaltsangabe des Verfassers: „Ein Unbekannter mitten in der Filmaufnahme. Er küßt die berühmte Schauspielerin, sie verliebt sich sofort, er entführt sie. Die Aufnahmen werden eine Sensation. Deswegen große Suche nach beiden. Auf dem Gut: Sie will heiraten, er kein Prinzgemahl sein. Folgen davon: Sie fährt, um ihm ein Filmangebot zu besorgen, er entwendet (ihretwegen, für Geld) mit seinem Freund Atombomben. Dieser Abenteurer verursacht dabei durch Amok den Weltuntergang. Dunkel. Alle bei Petrus: „Kußverbot für Engel!" Sie: „Jetzt sind wir leider nur Engel!" Küssen sich. Petrus schenkt eine neue Erde: „Raus! Seid nun klüger!" Happy-End auf Erden.

*

Irina Garden, 27, spielt in dem Film „Frucht ohne Liebe" mit, dessen Außenaufnahmen auf dem Jungfraujoch gedreht wurden. Irina muß laut Drehbuch nach einem Flugzeugabsturz ärztlich untersucht werden. Der Drehbuchautor Heinrich Oberländer hatte sich das sehr naturgetreu gedacht, mit Blut im Gesicht und kühn zerrissener Bluse. Vorsichtig, wie der Regisseur Ulrich Erfurth von Natur aus ist, ließ er diese Szene in zwei Versionen drehen. Einmal mit geöffneter und einmal mit geschlossener Bluse. Sein Kommentar: „Man weiß nie, wie die Zensur gelaunt ist."

*

Josephine Baker, einst Nackttänzerin der Follies Bergères in Paris, ließ im Park ihrer Villa in Südfrankreich eine lebensgroße Statue von sich aufstellen. Josephine ist in Marmor gemeißelt, trägt ein biblisches Gewand und den Ausdruck einer Heiligen zur Schau. Zu ihren Füßen spielen sieben Babys. In unmittelbarer Nähe ließ sie ein Museum erbauen. Dort kann man sie als Wachsmodell in verschiedenen Rollen ihrer einstigen Revuen bewundern. Ferner sieht man ein Foto von ihrem Empfang im Vatikan im Jahre 1950, wie sie vor Papst Pius XII. kniet. Weil Josephine mit einem starken Touristenverkehr rechnet, erbaute sie gleichzeitig ein Restaurant, einen Tabakladen, eine Tankstelle, einen Frisiersalon, ein Schwimmbad, einen Golfplatz und eine Tanzdiele.

*

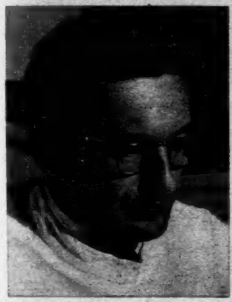
Gottfried Reinhardt, Sohn des großen Max Reinhardt und Hollywood-Regisseurs, zur Zeit in Spandau mit den Dreharbeiten für den Albers-Film „Vor Sonnenuntergang" beschäftigt, suchte in Berlin die Wirkungsstätte seines Vaters, „Max Reinhardts Deutsches Theater", auf. (Es spielt in unserem UFA-Bericht eine große Rolle.) Nach der Vorstellung ging er hinter die Bühne — da fuhr ihn ein Aufseher an: „Was suchen Sie denn hier, zeigen Sie mal Ihren Personalausweis!" — Reinhardt verließ fluchtartig das Haus. Es liegt im Ostsektor.

Zöllner gegen Nächstenliebe

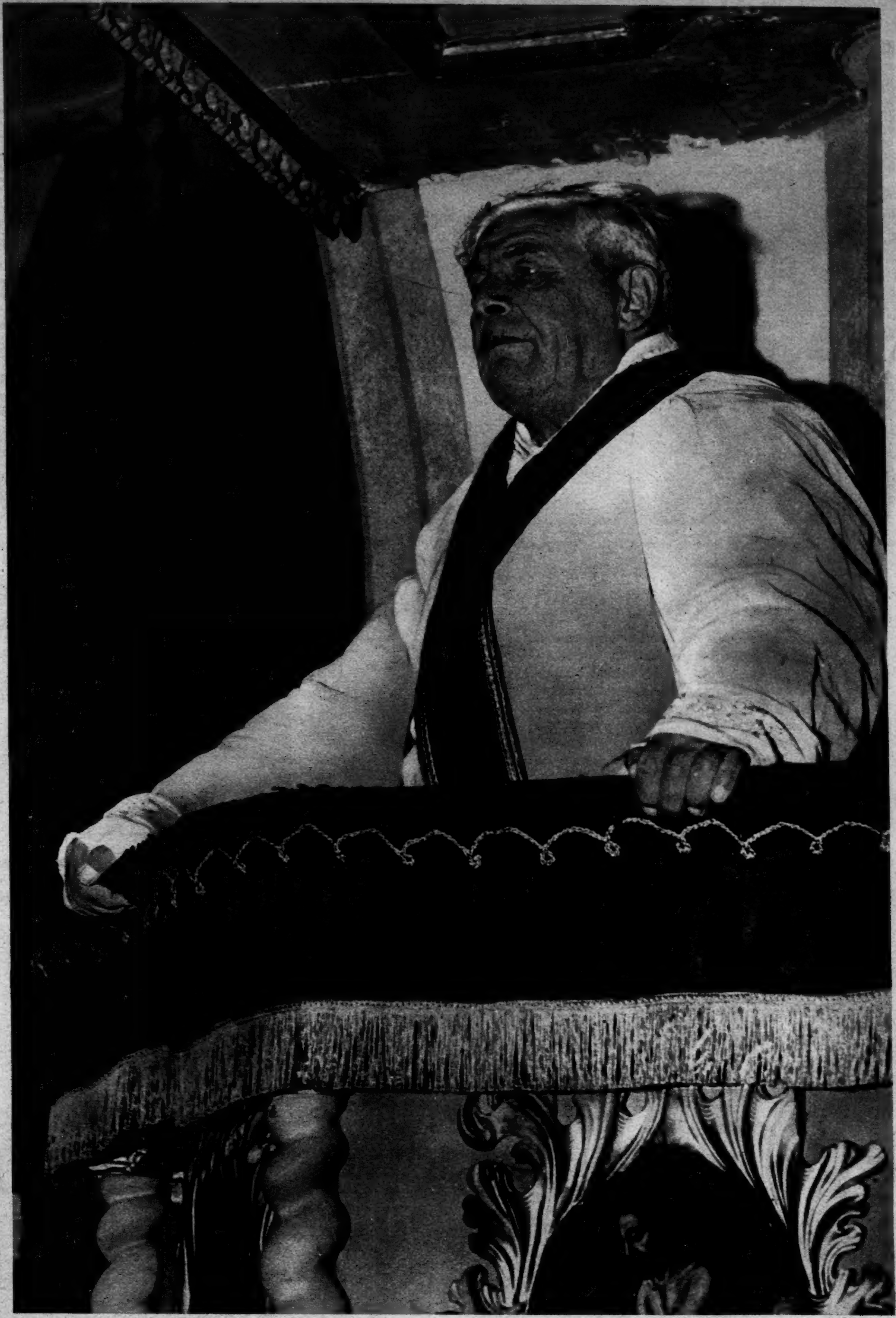
Die Bürokratie war nicht zu erweichen

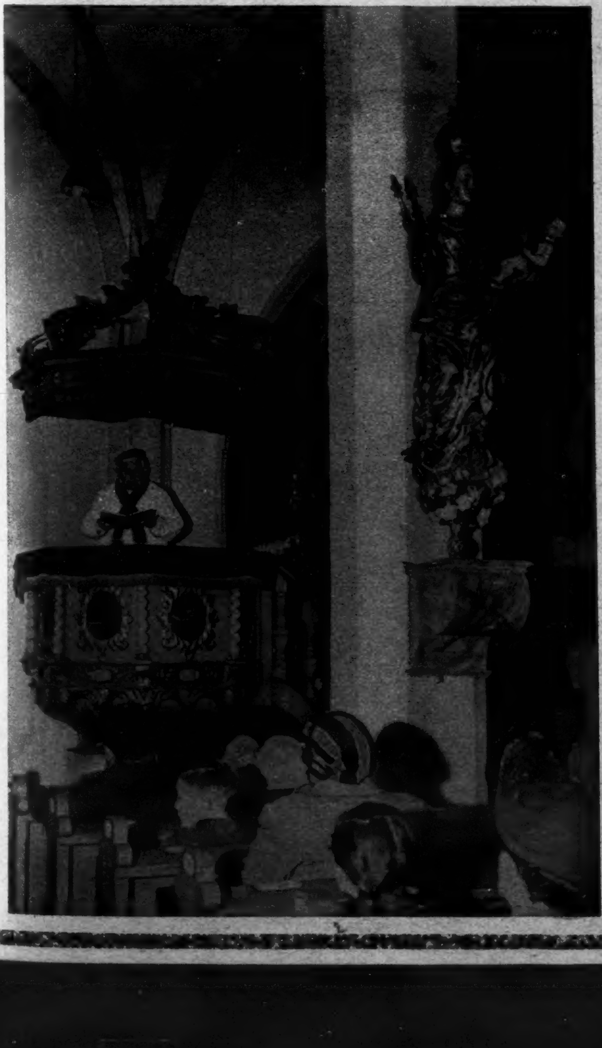
Monika Hofer,

Als der greise Pfarrer Mirbach am Sonntag von der Kanzel über die Nächstenliebe sprach, wußten alle, an wen er dabei dachte. Die Frauen mit ihren dunklen Tüchern wußten es, die Bauern und die Schulkinder — jeder der kleinen Kirchengemeinde von Baldramsdorf in Österreich. Es ging um die zehnjährige Monika Hofer. Sie war vor Wochen an einem lebensgefährlichen Drüsenleiden erkrankt. Es gab nur noch eine Hoffnung auf Rettung: ein deutsches Spezialpräparat, das die Krankenkasse nicht bezahlte. Nach der Andacht sammelten sie vor dem Tor der Kirche. Am nächsten Tag ließ Schuldirektor Karl Pasch weitersammeln. 3600 Schilling — umgerechnet etwa 600 DM — brauchten sie, und trugen sie auch zusammen. Es war Geld aus kleinsten Kassen, dieses Geld der Nächstenliebe. Aber es blieb trotzdem eine Rechnung ohne die Bürokratie. Die Apothekerin Anita Sisgoreo bestellte die drei zur Rettung erforderlichen Packungen des Mittels. Als die Sendung eingetroffen war, setzte sich Frau Sisgoreo in die Bahn und fuhr auf eigene Kosten in die Stadt Innsbruck, um die Nachnahme auszulösen. Sie blätterte ihre 3600 Schilling auf das Zahlbrett des Zollpostamtes. Aber der Beamte zuckte die Schulter: Es fehlten noch 1800 Schilling Zollgebühr, 600 Schilling für jedes der Päckchen. Die Apothekerin versuchte in Innsbruck, Himmel und Hölle zu bewegen; sie flehte, bettelte — drohte schließlich. Aber die Gebührenordnung ist auf Papier gedruckt, das sich nicht erweichen läßt. So blieb nur ein Weg: zwei der Packungen einzulösen und dafür auch den Zoll zu bezahlen. Man schickte also Frau Sisgoreo zurück nach Baldramsdorf bei Spittal an der Drau — „unter Einbehaltung des letzten Drittels der Medizin bis zur Begleichung oder amtlichen Klärung". Das braucht Zeit. Ob sie der Tod bewilligt? — Wenn ja, dann erspart er dem Zollmechanismus und seinen Mechanikern harte Vorwürfe. Wenn nein..? Monika Hofer liegt unterdessen mit unförmigem Kopf in ihrem Bett. Im Landesspital Klagenfurt, wo sie einige Zeit zur Beobachtung war, hatte man sie aufgegeben. „Nehmen Sie das Kind wieder nach Hause", sagte der Arzt, „wir können nichts mehr tun." So zog das Mädchen wieder in das hölzerne Siedlungshaus, das Vater Hofer im letzten Sommer mit den Ersparnissen von Jahren gebaut hatte. Die ganze Familie half damals mit; sie schaufelten Erde und trugen Steine und Balken. Auch Monika und ihre sieben Geschwister. Heute geht der Spittaler Arzt Dr. Kurt Dobusch dort häufiger ein und aus, als es die Krankenkasse für notwendig hält. Er rechnet mit keinem Honorar; er läßt seine Gebührenordnung zu Hause — er ist kein Zollbeamter.



Dr. Kurt Dobusch





Nächstenliebe *predigte Pfarrer Mirbach (oben und links) von der Kanzel der kleinen Dorfkirche in Baldramsdorf bei Spittal an der Drau. Seine Gemeinde verstand ihn: Sie sammelte 3600 österreichische Schilling für die lebensgefährlich erkrankte Monika Hofer; genug Geld, um dem zehnjährigen Mädchen ein deutsches Medikament zu kaufen — zu wenig für die hohen Zollgebühren*

Die Apothekerin *Anita Sisgoreo (rechts) fuhr auf eigene Kosten nach Innsbruck, um die Medizin gegen das Drüsenleiden Monikas abzuholen. Schnell helfen wollte diese Frau; sie mußte sich statt dessen mit der Bürokratie streiten*

Ein Holzhaus *(rechts) baute Vater Hofer seiner Familie im letzten Sommer. Alle halfen damals mit, Eltern und Kinder — auch Monika. Als das Mädchen später erkrankte, fehlten die Spargroschen, die in dem Heim steckten*

Aus Dankbarkeit taufte Jensen seine Fähre „Lilli Scarlett" nach der Hauptfigur des Films „Vom Winde verweht", der ihn auf die Idee brachte

Zollfreies Vergnügen

Das bietet der clevere Nachwuchs-Reeder Jörgen Jensen den dänischen Kinoliebhabern, die gern amerikanische Filme sehen: weil aus finanzpolitischen Gründen kein Cowboy-Streifen mehr das dollararme Dänemark erreichen kann, schaukelt der jugendliche Geschäftsmann täglich die dänischen Filmfans 50 km über den Sund nach Schweden. Mit seinen Fähren wurde er dadurch inzwischen Millionär; zum Ärger des Finanzministers, denn Jensen versorgt die Kino-Überläufer unterwegs mit zollfreien Zigaretten und Kognak. Um auf alle Fälle abgesichert zu sein, läßt Jensen seine Schiffe — ehemalige deutsche Minensuchboote — unter schwarz-rot-goldener Flagge fahren.

Ideenreich *zeigte sich Jörgen Jensen. Er verstand die dänische Devisenpolitik zu durchkreuzen*

Deutsche *steuern das Boot über den Sund: Kapitän Mürl und erster Offizier Löffler*

Die Kinos *in Landskrona zeigen die begehrten Filme. Die meisten Besucher sind Dänen*

Vierzig Grad Kälte *meldeten die Meteorologen aus Schweden, den kältesten Winter seit [illegible] jahren. Und während in Italien die Narzissen [illegible] unplanmäßig zu blühen begannen, [illegible]*

Pariser Katzenk[illegible]e —

Pe
de
ge

Gna

IDEALE
dem Nebensi
pus Christi
Herr aus Wa
Kavaliere ab

enke —

Pelze und Perlen im Werte von über einer Million Mark führten die reizendsten Mannequins des Modesalons Jacques Heim auf einer Wintermodenschau vor. Während die Marokkanerinnen gegen den Schleier kämpften, entschlossen sich diese Pariserinnen, Masken zu tragen

Gnadenbrot für „Bubi"

Ein Paradies auf Erden

erwartet Bubi, das alte Grubenpferd aus Hagen, in dem warmen Stall und auf den sonnigen Weiden des Tierschriftstellers Karl Peter in Quickborn. Bubi, der zwölf Jahre lang 400 Schichten unter Tage gefahren hat, sollte jetzt beim Pferdeschlächter enden. Tierfreunde sammelten Geld für Bubi und brachten ihn nach Quickborn, wo ihn seine neuen „Kumpels", zwei braune Shetlandponys, erwarten.

Tierfreund Karl Peter

IDEALE WAFFE *gegen Wegelagerer ist die Schaufensterpuppe auf dem Nebensitz, behauptet Miss Kim Dalton aus Corpus Christi (USA). Tags über schreckt der elegante Herr aus Wachs und Draht Räuber und zudringliche Kavaliere ab; nachts wird er in der Garage geparkt*

LIEBE GEHT DURCH *die Knochen, fanden der englische Versuchspilot Leutnant Cross und die Schauspielerin Pamela Russel. Beide kurierten ihre Knochenbrüche in der gleichen Klinik aus: er stürzte mit dem Flugzeug ab, sie fiel vom Pferd. Jetzt haben sie geheiratet* ➡

Aus Dankbarkeit taufte Jensen seine Fähre „Lilli Scarlett" nach der Hauptfigur des Films „Vom Winde verweht", der ihn auf die Idee brachte

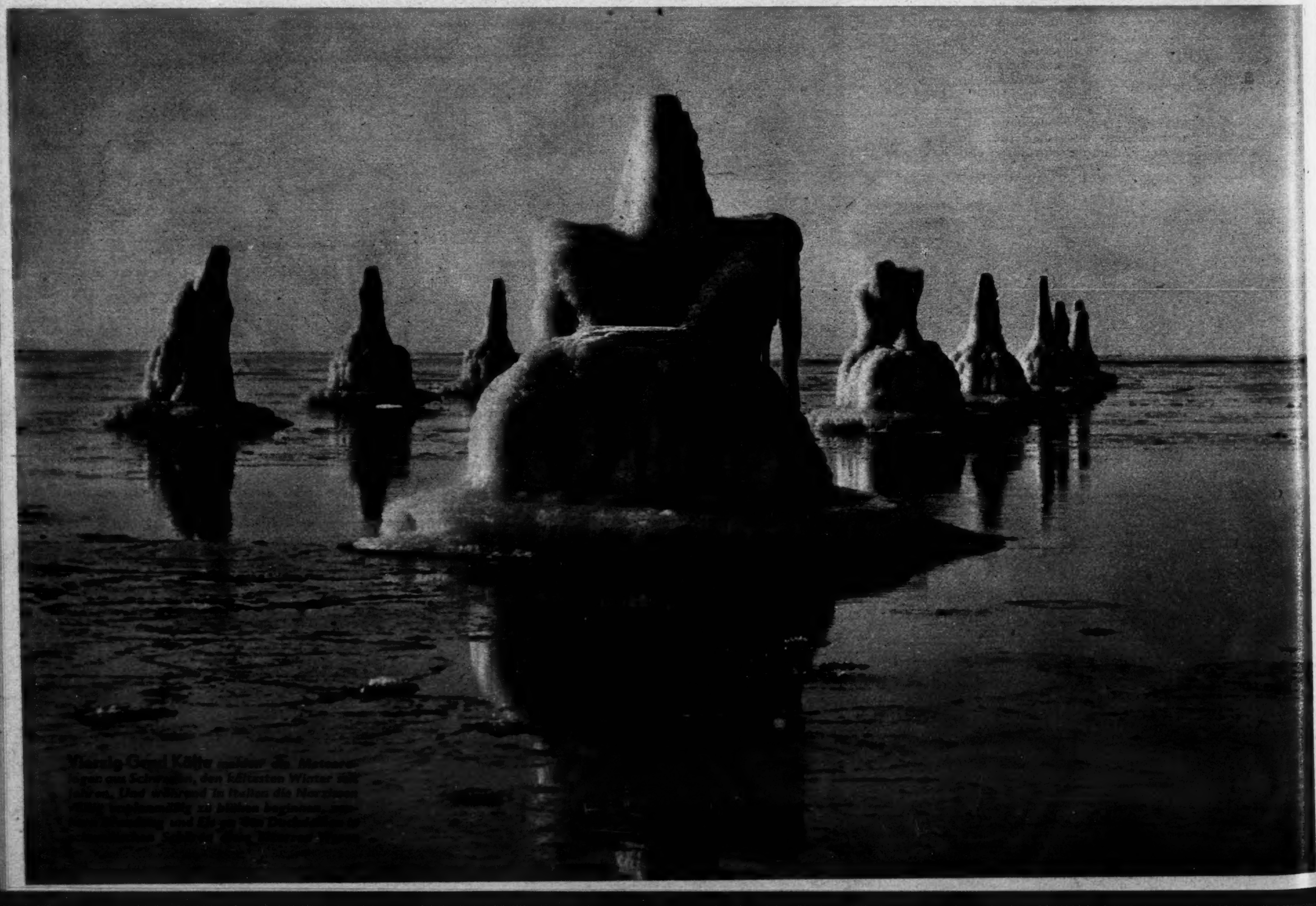
Zollfreies Vergnügen

Das bietet der clevere Nachwuchs-Reeder Jörgen Jensen den dänischen Kinoliebhabern, die gern amerikanische Filme sehen: weil aus finanzpolitischen Gründen kein Cowboy-Streifen mehr das dollararme Dänemark erreichen kann, schaukelt der jugendliche Geschäftsmann täglich die dänischen Filmfans 50 km über den Sund nach Schweden. Mit seinen Fähren wurde er dadurch inzwischen Millionär; zum Ärger des Finanzministers, denn Jensen versorgt die Kino-Überläufer unterwegs mit zollfreien Zigaretten und Kognak. Um auf alle Fälle abgesichert zu sein, läßt Jensen seine Schiffe — ehemalige deutsche Minensuchboote — unter schwarz-rot-goldener Flagge fahren.

Ideenreich *zeigte sich Jörgen Jensen. Er verstand die dänische Devisenpolitik zu durchkreuzen*

Deutsche *steuern das Boot über den Sund: Kapitän Mürl und erster Offizier Löffler*

Die Kinos *in Landskrona zeigen die begehrten Filme. Die meisten Besucher sind Dänen*



Vierzig Grad Kälte melden die Meteorologen aus Schweden, den kältesten Winter seit Jahren. Und während in Italien die Narzissen [illegible]

Pariser Katzenk[...]e —

Po
de
ge

Gna

IDEALE
dem Nebens
pus Christi
Herr aus We
Kavaliere ab

enk e —

Pelze und Perlen im Werte von über einer Million Mark führten die reizendsten Mannequins des Modesalons Jacques Heim auf einer Wintermodenschau vor. Während die Marokkanerinnen gegen den Schleier kämpften, entschlossen sich diese Pariserinnen, Masken zu tragen

Gnadenbrot für „Bubi"

Ein Paradies auf Erden

erwartet Bubi, das alte Grubenpferd aus Hagen, in dem warmen Stall und auf den sonnigen Weiden des Tierschriftstellers Karl Peter in Quickborn. Bubi, der zwölf Jahre lang 400 Schichten unter Tage gefahren hat, sollte jetzt beim Pferdeschlächter enden. Tierfreunde sammelten Geld für Bubi und brachten ihn nach Quickborn, wo ihn seine neuen „Kumpels", zwei braune Shetlandponys, erwarten.

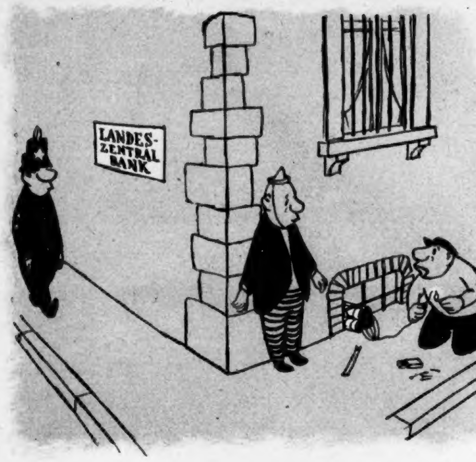
Tierfreund Karl Peter

IDEALE WAFFE *gegen Wegelagerer ist die Schaufensterpuppe auf dem Nebensitz, behauptet Miss Kim Dalton aus Corpus Christi (USA). Tags über schreckt der elegante Herr aus Wachs und Draht Räuber und zudringliche Kavaliere ab; nachts wird er in der Garage geparkt*

LIEBE GEHT DURCH *die Knochen, fanden der englische Versuchspilot Leutnant Cross und die Schauspielerin Pamela Russel. Beide kurierten ihre Knochenbrüche in der gleichen Klinik aus: er stürzte mit dem Flugzeug ab, sie fiel vom Pferd. Jetzt haben sie geheiratet* ➡

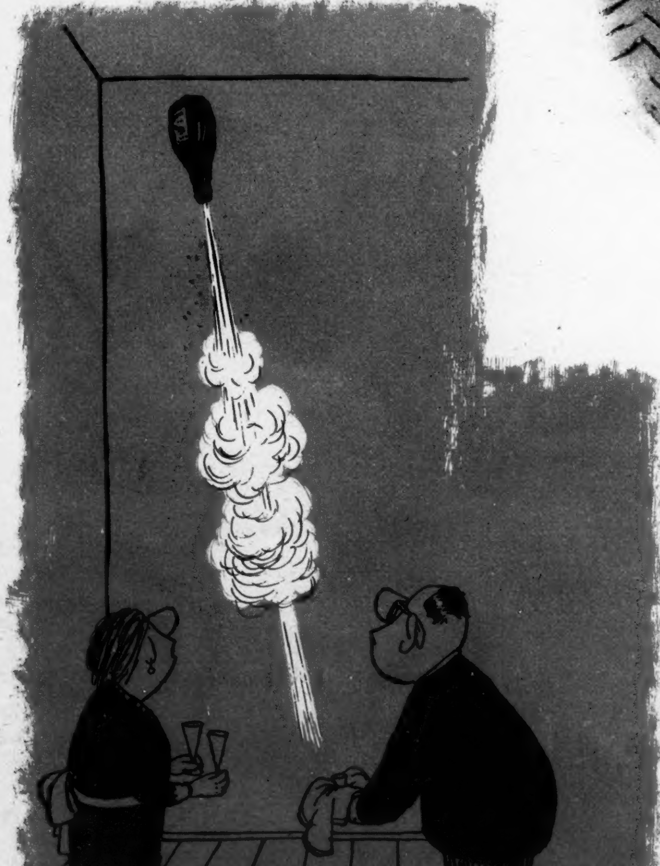
Prosit Neujahr

. . . wünscht unser Zeichner Loriot

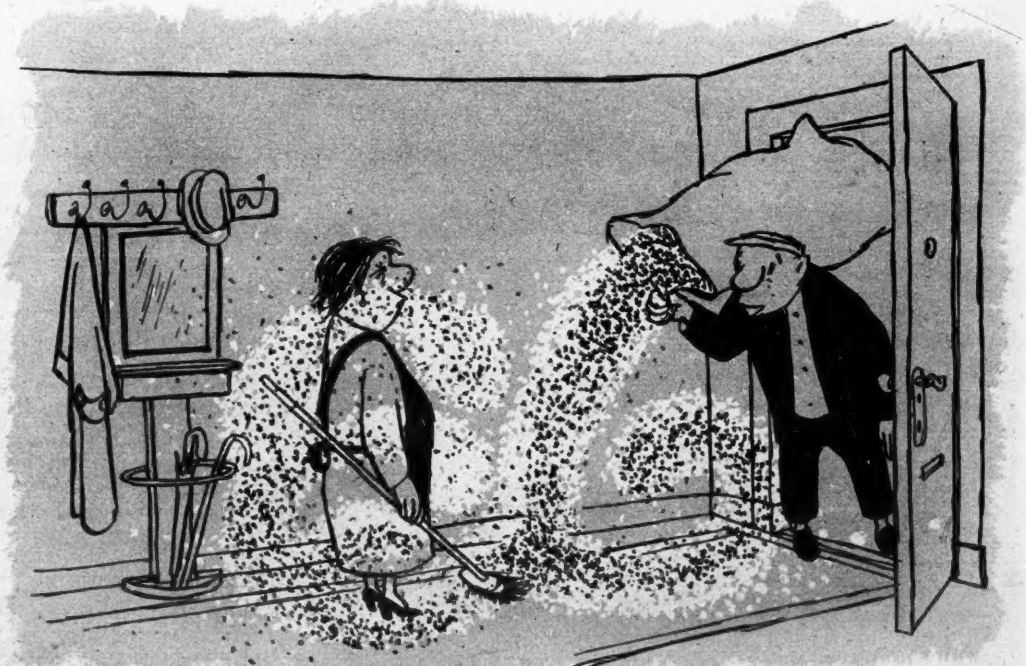


„. . . und dann rufst du ‚Prost Neujahr!'"

„Es ist aber erst viertel vor, gnä' Frau . . ."



„Trottel . . ."



„Hier ist das Konfetti, das Sie bestellt haben . . ."